Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

stx
PT1141
A2
B5
1924
v.8

OHIO STATE
UNIVERSITY
LIBRARIES

Zu unseren

Preisrätseln

Da bei Abschluß der Liste unserer Preisanwärter für das erste und zweite Preisrätsel vorliegender Band schon im Druck war, veröffentlichen wir die Namen der Glücklichen, denen das Los einen Preis zugewiesen hat, im Band 9.

Das dritte Preisrätsel

befindet sich auf Seite 173 dieses Bandes.

Ganz besonders bitten wir unsere Leser, auch die **Bedingungen** für die Teilnahme auf **Seite 174 zu beachten.**

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

E. Werner

deren letzte Erzählung **„Das Kreuz auf der Höhe"** in diesem Bande abgedruckt ist, zählt zweifellos zu den liebenswürdigsten und beliebtesten unserer Romanschriftstellerinnen. Von ihren zahlreichen Romanen und Erzählungen sind als Buchausgabe erschienen:

Wege des Schicksals. Roman. 16. Auflage
Runen. Roman. 12. Auflage
Hexengold. Roman. 12. Auflage
Am Altar. Roman. 25. Auflage
Die Blume des Glückes. Erzählung. 10. Auflage
Gesprengte Fesseln. Roman. 19. Auflage
Frühlingsboten. Roman. 11. Auflage
Gartenlaubenblüten. Zwei Novellen. 6. Auflage
Gebannt und erlöst. Roman. 13. Auflage
Ein Held der Feder. Roman. 12. Auflage
Glück auf! Roman. 18. Auflage
Um hohen Preis. Roman. 14. Auflage
Sankt Michael. Roman. 14. Auflage
Vineta. Roman. 17. Auflage
Heimatklang. Der Lebensquell. Zwei Erzählungen. 6. Aufl.
Die Alpensee. Roman. 13. Auflage
Flammenzeichen. Roman. 13. Auflage
Gewagt und gewonnen. Sechs Erzählungen und Novellen. 7. Auflage
Freie Bahn! Roman. 12. Auflage
Fata Morgana. Roman. 13. Auflage
Der Egoist. Der höhere Standpunkt. Zwei Novellen. 6. Aufl.
Siegwart. Roman. 9. Auflage
Bergsegen. Roman. 10. Auflage
Schloß Aldenkron. Letzter Roman. 3. Auflage

Jeder Band in Pappeinband gebunden Gm. 3.– (Schw. Fr. 3.50), in Halbleinenband gebunden Gm. 4.— (Schw. Fr. 5.–)

E. Werner führt ihre Leser an der Hand eines packend und spannend aufgebauten Romans in die laute Welt des Ringens und Schaffens, in welcher nicht nur Menschen, sondern auch Geistesströmungen miteinander streiten. Die Tochter Berlins, in der Großstadt groß geworden, hatte das brausende Wehen des Zeitgeistes vernommen und ihn wohl begriffen, die Kämpfe mit Frauenherzen nachempfunden und mit der Wärme des Frauenherzens nacherzählt, so daß ihre Helden allen, auch Frauen und Jungfrauen, verständlich und sympathisch werden.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Die Bücher der Frau

Eine Sammlung des Notwendigen, Praktischen und Schönen für die gebildete Frauenwelt

Band 1/2:

Die Frau, was sie von Körper und Kind wissen muß

Von **Dr. W. Liepmann**, Professor an der Universität Berlin, Frauenarzt
15.–20. Auflage. Mit 109 Figuren im Text und 40 teils mehrfarbigen Tafeln
Gebunden Gm. 7.50 (Schw. Fr. 10.–)

Bd. 3: **Wege zur Frauenschönheit**

Von **Dr. Robert Hessen**
6.–10. Auflage. Mit 38 Bildern auf 20 Tafeln. Gebunden Gm. 4.50 (Schw. Fr. 6.–)

Bd. 4: **Billiges Haushalten**

Zeitgemäßes, Erprobtes und Bewährtes von **Bernhardine Schulze-Smidt**
Gebunden Gm. 4.50 (Schw. Fr. 6.–)

Bd. 5: **Die Erziehung des Kindes zur Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit**

Von Frau **Elsbeth Krukenberg-Conze**
6.–10. Auflage. Mit 39 Abbildungen auf 16 Tafeln
Gebunden Gm. 4.50 (Schw. Fr. 6.–)

Bd. 6: **Die gebildete Frau**

Ein Berater für den gesellschaftlichen und geistigen Wirkungs- und Pflichtenkreis
Von **Alexander von Gleichen-Rußwurm**
6.–9. Auflage. Gebunden Gm. 4.50 (Schw. Fr. 6.–)

Bd. 7: **Zu Hause und in der Gesellschaft**

Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte. Von **Laura Frost**
6.–10. Auflage. Gebunden Gm. 4.50 (Schw. Fr. 6.–)

Bd. 8: **Die erfahrene Frau im häuslichen Wirkungskreise**

Von **Dr. Hedwig Heyl**
Gebunden Gm. 4.50 (Schw. Fr. 6.–)

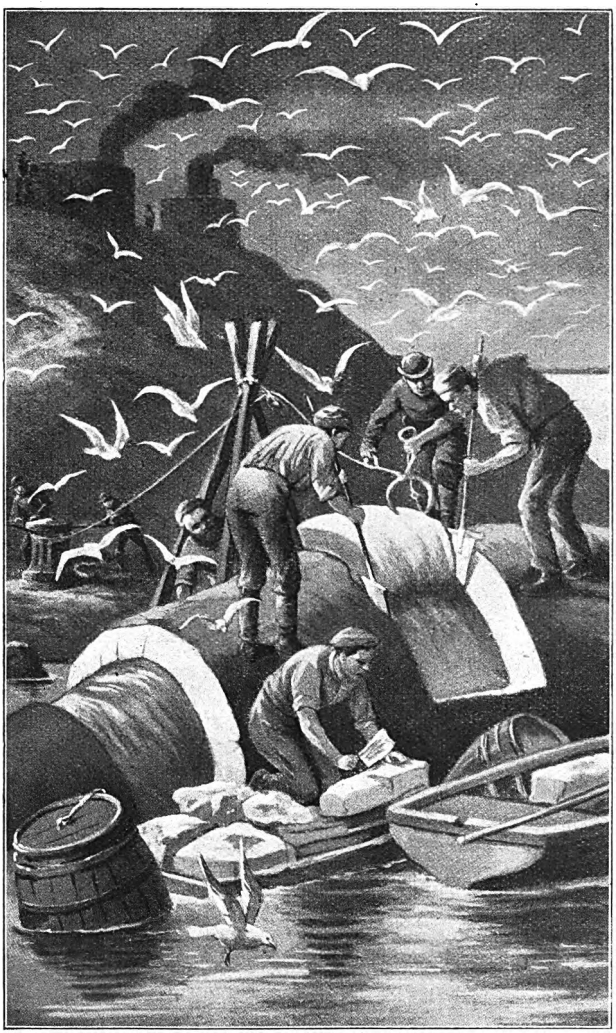
Bd. 9/10: **Gesunde Küche**

Ein Lehrbuch richtiger Ernährung und Speisenbereitung. Mit 1216 erprobten Rezepten
Von **Prof. Dr. Heinrich Kraft** und Frau **Helene Kraft**
Zwei Teile in einem Band. Gebunden Gm. 7.50 (Schw. Fr. 10.–)

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Digitized by Google



Zu dem Aufsatz „Ein absonderliches Baumaterial". (S. 94)
Abschälen des Specks auf einer Walfischstation.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

8. Band
Jahrgang 1924

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart/Berlin/Leipzig/Wien

Digitized by Google

57X
PT1141
A2 B4
1924
v. 2

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Das Kreuz auf der Höhe / Erzählung von E. Werner 7

Haus Stoltyn / Roman von Herta Hessig-Stahl / Fortsetzung 18

Ein absonderliches Baumaterial / Von Konrad Möckel / Mit 11 Bildern 94

Tiefseeforschung und Unterwasserphotographie / Von Rudolf Peuntinger Mit 3 Bildern 108

Alter und Jugend 119

Das Reisen in den Tropen / Von E. Arriens / Mit 4 Bildern 120

Die Gewinnung des Graphits auf Zeylon / Von Karl Prechtel / Mit 4 Bildern 133

Schattenspiele an der Wand / Von Hermann Iller / Mit 18 Bildern 142

Ein Abenteuer / Erzählung von K. Spindler 158

Unser drittes Preisrätsel 173

Zur Beachtung bei Einsendung der Lösung unseres dritten Preisrätsels . . 174

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Wie gebildete Chinesen über Deutschland urteilen 175
Das Liebespaar 179
Eine verstellbare Handhacke / Mit Bild . . 182
Warum ißt man nicht mit dem Messer? . 183
Rette sich, wer kann! 184
Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen 185
Eine zusammenklappbare Leiter / Mit Bild 187
Kleider machen Leute 188
Was uns Fremde sagen können 189
Ein nachgeahmter Ritt auf dem „Schiff der Wüste" 190
Klotz und Keil 191
Macht der Gewohnheit 191
Wie man in den Wald schreit 192
Auflösungen der Rätsel des 6. und 7. Bandes 192

Rätsel

Bilderrätsel 17. Rätsel 107. Logogriph 107. Streichholzaufgabe 172. Palindrom 172. Ergänzungsrätsel 172.

Digitized by Google

Das Kreuz auf der Höhe

Erzählung von E. Werner

Hoch oben auf der Bergeshöhe steht ein altes Kruzifix, schlicht aus Balken zusammengefügt, die das Christusbild tragen. Es steht seit langen Jahren. Im Frühjahr und Herbst brausen Stürme darüber hin und im Winter trägt das kleine, halbverwitterte Schutzdach oft schwere Schneelasten, aber es ragt wie ein Wegweiser in die stille Bergeseinsamkeit, und wenn die Menschen vorübergehen, ziehen sie den Hut davor.

Ein Wildrosenstrauch, der sich am Fuße angesiedelt hat, ist mächtig emporgewachsen, er überwuchert das Kreuz so dicht mit seinen grünen Ranken, daß nur die Gestalt des Heilands noch zu sehen ist; sie biegen sich im Sturm, treiben Blätter und Blüten im Sonnenschein. Im Winter, wenn sie kahl und entblättert sind, ist es ein Dornstrauch, der das Kreuz umrankt. Nur einmal im Jahr ersteht auf der Höhe ein kurzes Leben; da öffnen sich Hunderte und Hunderte von Knospen, zarte, blasse Gebirgsrosen, die, heute erblüht, morgen schon entblättern. Aber es drängen immer neue hervor, dann ist es wie ein Märchen, das auf öder Höhe den Wanderer überrascht, wie eine Verheißung neuen Lebens, das aus Wind und Sturm, aus Frost und Schnee immer wiederkehrt.

Eine kleine Strecke abwärts liegt ein Gebirgsdorf, mit der Kirche auf dem Hügel. Von da geht es steil in jähen Abhängen in das Tal hinab; tief unten blinkt das Schienengeleise der Bahn, das ins Innere des Berges führt, der durchbrochen ist. Ein heller, langgezogener Pfiff dringt herauf, eben kommt ein Zug aus dem Tunnel

Digitized by Google

und rollt auf dem hohen Bahndamm über dem Flusse dahin. Nur eine Viertelstunde lang erstreckt sich das Geleise sichtbar, dann verschwindet es im Wald.

Das junge Paar, das am Kruzifix steht, achtet nicht darauf. Es sind Bauersleute in heimischer Tracht. Der junge Mensch, ein schlanker, hübscher Bursch, mit schwarzem Kraushaar und dunkeln, blitzenden Augen; es liegt etwas Trotziges, Verwegenes in seinem Blick, heißes, wildes Blut verrät sich darin, das, einmal aufgewallt, nicht so leicht wieder ruhig fließt. Das Mädchen steht neben ihm, halb abgewendet; schlank und kräftig ist die Gestalt, das Gesicht gebräunt von Sonne und Licht, aber in blühender Jugendfrische. Dicke blonde Flechten sind am Hinterkopf übereinandergelegt, und die Augen blicken, an dem Burschen vorüber, in die Landschaft.

Sie reden eifrig miteinander, aber das Gespräch ist weder zärtlich noch friedlich. Des Burschen Stimme klingt dumpf und beinahe drohend.

„Du willst mich nimmer! Sag's nur grad 'raus. Ich versteh' dich gut!"

Um die Lippen des Mädchens zuckt verbissener Schmerz, aber fest und bestimmt sagt es: „Ja, Toni, es muß ein End' haben mit uns, es geht nit anders. Ich hab' dir's längst sagen wollen, wir taugen nit zueinander, da ist's besser, wir machen ein End'. Wenn wir Mann und Frau sind, ist's zu spät."

Der Toni braust auf.

„Warum? Ich will's wissen!"

„Du weißt's scho' lang. Weil ich's nimmer aushalt' mit deinem Eifern. Früher, da warst du nit so. Eine Weil' hab' ich g'meint, 's wird besser, wenn wir beisammen sind, aber 's is allweil schlimmer word'n. Ich darf ja kaum mehr reden mit einem. Keiner darf mich

Digitized by Google

auch nur anschaun. Ich hätt' ja die Höll' im Haus Tag für Tag; einsperrn tätst du mich, daß mich keiner auch nur sehn könnt'. Das lass' ich mir nit g'fall'n. Das halt' ich nit aus!"

Die trotzigen Augen des Burschen senkten sich.

„Du mußt mich halt nehmen, wie ich bin. Ich hab' dich gern, Afra, lieber wie mich, lieber wie alles auf der Welt. Wenn ich mir denk', du hast ein' andern gern, ein andrer steckt dir im Kopf, da werd' ich wild. Ich kann's nit ändern! Wir woll'n Hochzeit machen, nachher wird's besser, dann trau' ich dir, ich will's versprechen."

„Das hast mir scho' zehnmal versprochen und nie bist anders word'n. Am letzten Sonntag bist mit offnem Messer auf den Huber losgangen. Hätten die andern sich nit dazwischeng'worfen und euch aus'nanderg'rissen, da hätt's ein Unglück geben."

„Ja, das hätt's geben, und des gibt's auch, wenn du nix mehr wiss'n willst von mir. Jawohl, der Huber, der is ein Vornehmer, ein Beamter, is ja Lokomotivführer bei der Bahn. Ich bin nur ein Bauer. Das hast du dir gut ausdenkt. He, was hast du beim Tanz mit ihm zu wispern? Was habt ihr miteinand?"

Afra richtet sich auf. Zorn sprüht auch aus ihren Augen; ein geduldiges Lamm ist sie nicht.

„Das brauchst nit z' wissen, jetzt nimmer, ich sag' dir's ja, wir sind zu End' miteinand. Ich will kein' Mann, bei dem keiner sein's Lebens sicher is und ich auch nit. Und jetz' laß mich gehn."

Toni packt sie mit rohem Griff an beiden Armen.

„Ich hör' scho' und ich weiß, was g'schlagen hat. Geh zu dei'm Huber und sag' ihm, er soll sich grad hüt'n vor mir! Sin' nit immer andre da, die dazwischen fahrn. Ich treff' ihn scho' amal irgendwo allein und nach-

Digitized by Google

her ..." Seine Hände pressen sich hart um die Arme der Widerstrebenden, aber kraftvoll reißt sie sich los und geht davon.

Er sah, daß es dem Mädchen ernst gewesen mit der Trennung, daß es aus war. Zu Ende mit der Liebe, aber nicht mit dem Haß.

In den Morgenstunden des nächsten Tages lag die Bergwelt in hellem Sonnenschein; leuchtend schimmerte die Ferne. Der Wind strich über die Höhen hin und die Ranken des Wildrosenstrauches am Kruzifix wehten hin und her; er stand in voller Sommerpracht, aus dem Grün schimmerten rosige Blüten, und Knospen, die gestern noch in der Hülle zögerten, erschlossen sich im reinsten Farbenschimmer im Sonnenschein. Ringsum war tiefe Morgenstille und Morgenfrieden, nur der Wind wehte oben mit voller Kraft.

Aber von Frieden lag nichts in den Zügen des Burschen, der da am Kruzifix stand. Das braune Gesicht Tonis sah heut fahl aus, die Zähne biß er fest zusammen, die Augen flammten wild. Unverwandt starrte er hinunter. Dort war nichts zu sehen als der Bahnzug, der an der Berglehne emporstieg und dem Tunnel zustrebte. Wie eine eiserne Schlange wand sich die lange Wagenreihe hin. Hunderte von frohen Menschen, die für kurze Zeit dem Staub und Qualm der Stadt entronnen, fuhren in die sonnige Bergwelt, die sich weit und groß vor ihnen auftat. Finster gähnte die Einfahrt zum Tunnel und im hellen Sonnenschein sah man auf dem Bahndamm etwas Dunkles, Schweres liegen, einen mächtigen Felsbrocken, der wohl irgendwo von der Felswand herabgerollt war. Es konnte nicht lange her sein, denn der Bahnwärter,

Digitized by Google

der die Strecke kurz vorher begangen, hatte den Block nicht gesehen. Der Stein sperrte die Schienen und vom dunkeln Tunnel aus konnte man ihn nicht sehen. Die paar Lichter, die da und dort angebracht waren, warfen unsicheres, flackerndes Licht auf das innere Gestein.

Wenn der Zug ungewarnt und unaufgehalten die Strecke passierte, mußte er entgleisen.

Da regte sich etwas da unten; eine Dirne in Bergtracht sprang auf das Geleise und suchte den Stein wegzuwälzen. Kräftig setzte sie den Alpenstock an, den sie in der Hand trug, und schob und stieß angestrengt, um den Stein ins Rollen zu bringen, aber der rührte sich nicht. Da bog der Zug von der andern Seite her in den Tunnel ein, nun mußte sie vom Gleis weg.

Der Bursch am Kruzifix zuckte zusammen; er war zu fern, konnte die Gestalt nicht erkennen, aber er ahnte, daß es Afra sei.

Sie war am Morgen hinunter nach der Station gegangen, angeblich um ihre Base, die Amreinerin, zu besuchen; dort hielt der Zug lange genug, um jemand zu warnen. War die Dirne unsinnig geworden? — Sie wußte doch, daß der Zug fuhr, mußte ihn rattern hören, und wich nicht, blieb dort und plagte sich verzweifelt mit dem Stein.

Da ward es dem Burschen schreckhaft klar, die Afra wußte, was geschehen war; kein Unglück, ein Verbrechen wollte sie hindern. In dem Augenblick wurde er sich der furchtbaren Schwere der Tat und ihrer schrecklichen Folgen bewußt, woran er bisher in blinder Eifersucht nie gedacht. Hunderte Schuldlose opfern um des einen Menschen willen, den er verderben wollte.

Er wollte hinuntereilen, helfen, retten, aber es dauerte zwanzig Minuten, bevor er auch im wildesten Lauf die

Digitized by Google

Stelle erreichen würde. In fünf Minuten war der Zug da und kein Zeichen mehr möglich, keine Warnung konnte gehört werden, das Unheil nahm seinen Lauf.

Da stürzte Toni auf die Knie und aus seiner Brust rang es sich empor, kein Gebet, kein Flehen, nur ein Schrei aus tiefster Not: „Herrgott, hilf!"

Dann schlug er beide Hände vors Gesicht, das Entsetzliche nicht zu sehen, das da unten geschehen mußte. Tod, Verstümmelung und mitten drin Afra, die ihm das Liebste war in der Welt, lieber als sein Leben.

Afra mühte sich immer noch mit aller Kraft. Schweiß stand auf ihrer Stirn, sie keuchte von der schweren Anstrengung, die Adern an den Armen und den Schläfen schwollen auf.

Näher und näher kam der Zug; sie hörte ihn rollen und rattern, in wenigen Minuten mußte er da sein. Da rief auch sie die Worte: „Herrgott, hilf!"

Endlich regte sich der Stein, der dicht am Abhang des Geleises lag. Noch einmal mit übermenschlicher Kraft ein letzter Stoß, und der Felsblock kollerte seitwärts, fort von den Schienen. Rollend stürzte er den steilen Abhang hinab, Rasen und Erde mit sich reißend in die Tiefe, und blieb im Fluß liegen. Der Zug raste über die verhängnisvolle Stelle; die Bahn war frei.

Viele Reisende standen an den Fenstern, um nach der langen Fahrt im Dunkel des Tunnels hinauszuschauen in das Tal, das sich hier in seiner ganzen Schönheit öffnet. Keiner ahnte die überstandene Gefahr, aber manche schauten verwundert nach dem Mädchen, das auf dem Bahndamm neben den Schienen in die Knie gesunken war. Noch perlte der Schweiß auf ihrer Stirn, noch atmete sie schwer; die Flechten hatten sich gelöst und fielen über Nacken und Schultern, ein seltsamer Anblick. Der

Digitized by Google

Zug eilte schnell dahin; über dem Damm spannte sich der Eisensteg hoch über dem brausenden Fluß, dann raste er in den Wald und verschwand zwischen den Tannen.

Wieder war ein Tag gekommen, sonnerhellt. Vom Berg herab strich frischer Wind über die Höhen hin. Die Ranken des Wildrosenstrauches flatterten hin und her; er stand in voller blühender Sommerpracht. Zu Füßen des Kruzifix lag ein großer Strauß Alpenblumen, frisch gebrochen, vielleicht der Dank eines Frommen, Dank für eine erfüllte Bitte.

Die Dirne, die auf den Knien lag, beide Arme um den Stamm des Kreuzes geschlungen und das Gesicht davor verborgen, weinte verzweifelt; ihr Körper bebte im Schluchzen, als wolle sie sich die Seele aus dem Leib weinen. Der Herrgott hatte geholfen, die Tat verhindert durch ein mutiges Wagnis, aber gewollt war sie doch, und das blieb so, das konnte keine Absolution von dem Sünder nehmen.

„Afra!"

Sie richtete sich auf; die Tränen versiegten. Ihre Augen flammten.

„Du bist's? Bleib mir vom Leib, komm mir nicht nah'!"

Toni, der herangeschlichen war, blieb stehen, den Kopf gesenkt, die Augen am Boden.

„Der Herr Pfarrer schickt mich," sagte er leise. „Er hat mir's auferlegt in der Beicht', ich soll dir alles sagen."

„Brauchst mir nix zu sagen. Ich weiß alles, hab' dich gesehen von da unten. Da wußt' ich, wer den Stein aufs Gleis geworfen hat. Du hast's getan!"

„Ja!" sagte der Bursch.

„Den Zug hast du verderben wollen, die armen Men-

Digitized by Google

schen, die dir nichts getan haben, bloß weil du gehässig warst gegen einen."

„Ja. An die andern hab' ich nit denkt, ich bin erst zu mir 'kommen, wie ich dich drunten g'sehn hab' bei dem Stein. Ich wollt' dir helfen, dich wegreißen, aber da war's zu spät. ‚Herrgott, hilf!' hab' ich g'schrien, um das Unglück nit zu sehen. Wie ich wieder aufg'schaut hab', da war der Zug schon drüben vorm Wald. Der Stein war weg. Er hat geholfen, der Herrgott."

Das war der Notruf, den auch sie hinausgeschrien in Todesangst.

„Dir hat er nit g'holfen, du bist's nit wert. Die armen Menschen haben ihn erbarmt. Dir hat der Herrgott nit g'holfen! Du hast die Todsünd' auf'm G'wissen, die kann dir der Pfarrer nit abnehmen."

Toni sank der Kopf tiefer.

„Ich hab' nit an die andern denkt, nur daß du von mir nix mehr wissen willst."

Afra schaute den Burschen an. Sie glaubte, daß er anders geworden war. Zusammengesunken stand er da, den Nacken gebeugt. Der Trotz war wie ausgelöscht. Das war nicht bloß Reue; er sah aus wie einer, in dem alles zerbrochen ist.

Da stieg aus der Höhe ein alter, aber rüstiger Mann mit weißem Haar herab. Der Dorfpfarrer kam von einem der zerstreut liegenden Berghöfe, wo er bei einem Kranken gewesen war.

Er wußte alles. Toni war gestern am Abend bei ihm gewesen und hatte im Beichtstuhl ein Bekenntnis abgelegt. Reden durfte er nichts davon, das Beichtsiegel schloß ihm die Lippen, aber er blieb stehen, als er die beiden vor dem Kruzifix sah, und trat dann zu ihnen.

„Nun, wie steht's mit euch?"

Digitized by Google

Qualvoll rang der Bursch nach Atem. Dann sagte er: „Sie haben mir's aufgegeben, Hochwürden, ich soll der Afra alles eing'stehn, aber es tut nimmer not, sie hat's g'wußt."

„Erraten hab' ich's, Hochwürden."

Der Pfarrer blickte von einem zum andern. Er war keiner von denen, die nur strafen und verdammen. Gestern lag der Toni vor ihm, der wilde Mensch, zerbrochen und verzweifelt; da erbarmte er sich über den Sünder; absolvieren konnte er ihn nicht, aber ein Schuldbekenntnis vor dem Mädchen hatte er gefordert, das nun erbarmungslos vor ihm stand.

„Weißt du, daß der Toni fort will?" fragte der Geistliche, sich an das Mädchen wendend.

„Fort? Wohin?"

„Er weiß das wohl selber noch nicht. Aber fort aus dem Dorf, aus dem Land, vielleicht nach Amerika. Er meint, er könnt's nicht mitansehen, daß du den Huber nehmen willst."

„Den Huber? Zwischen uns ist nie was g'wesen, wird nie was sein. Er ist längst einig mit meiner Bas', der Amreinerin, nächstens haben sie Verspruch. Das war's, was er mir am letzten Sonntag g'sagt hat, wie wir auf'm Tanzboden beisammen g'standen sind. Ich weiß schon lang, daß er ihr nachgeht."

Toni stand betroffen da. Der Pfarrer fragte vorwurfsvoll: „Warum hast du's ihm nicht g'sagt zur rechten Zeit, Afra?"

„Der Huber wollt's nit haben, daß drüber geredet wird. Er müßt' erst sicher sein, ob er an seiner Stell' bleibt, wenn er heiratet."

Der geistliche Herr schaute den Toni sinnend an. Der war sonst fleißig und nüchtern, aber wenn er sein Herz

Digitized by Google

an etwas hängte, dann war's auch auf Tod und Leben; das war der begreifliche Grund seiner Eifersucht. Was er tun wollte, um den andern um sein Brot zu bringen, und damit fort aus dem Dorf, war nicht zu verzeihen. Aber die Reue schien echt. Ernst sah ihm der Pfarrer in die Augen. „Der Herrgott hat's nicht zugelassen. Dank' du's der braven Dirn, sie hat dich vor der schweren Sünde bewahrt. Ob du verzeihen kannst, Afra, mußt du allein wissen, aber ich glaub', er hat seine irdische Straf', hart genug, daß sie reicht fürs Leben. Red' mit ihm und dann komm' zu mir ins Pfarrhaus. Behüt' euch Gott!"

Er wandte sich um und ging dem Dorf zu.

Vor dem Kruzifix blieb es noch lange still. „Du willst fort, nach Amerika?" fragte Afra.

„Ja. Ich werd' wohl gehn müssen. Du vergibst mir ja doch nit und wirst mich nimmer anschaun."

Wieder blieb es eine Weile still.

Toni trat Afra langsam näher, scheu und zögernd. „Afra! Wenn's mit dem Huber so war, wie du g'sagt hast ... die andern ... die im Zug ... wegen denen hast du keine Schuld. Und du, du wärst bald zerrissen worden von den Rädern."

Afra stand da, Tränen in den Augen. „Ach, Toni, ich hab' g'wußt, wer den Stein hing'worfen hat. Ich wollt' die Sünd' von dir nehmen, daß du nit gar auf ewig verdammt wärst."

Da richtete sich Toni auf.

„Afra, magst mich denn noch, kannst mich noch lieb haben? Afra, seit ich da heroben g'standen bin und dich da unten auf'm Gleis g'sehn hab', seitdem weiß ich, was die Höll' ist und ewige Verdammnis. Der Pfarrer hat recht, das reicht fürs Leben, du kannst mir's glauben."

Afra kämpfte mit Zweifel, Mißtrauen und Furcht vor

Digitized by Google

der Zukunft. „Wenn ich dir nur trauen könnt', trauen dürft'."

Der Bursch legte die Rechte wie zum Schwur an das Kruzifix. Ein stummes, ergreifendes Gelübde.

Scharf wehte der Bergwind, hochauf flatterten die Ranken, ein Regen von Blüten fiel auf beide.

Still, beinahe scheu zog Toni die Dirne an seine Brust. Da erklang das Mittagläuten hell und klar durch die sonnige Luft vom Dorf her. Toni nahm den Hut ab. Afra bekreuzigte sich. Dann richtete sie sich auf.

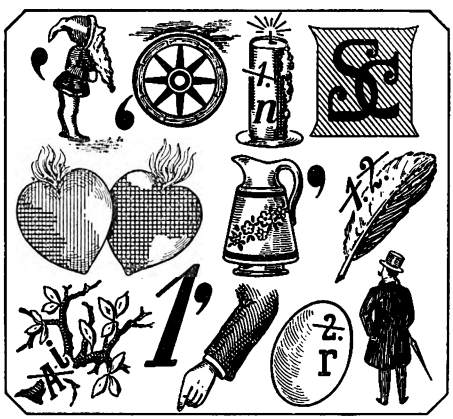
„Ich muß ins Pfarrhaus; gehst mit, Toni?"

„Ja, Afra! Ich geh' mit dir."

Hand in Hand schritten sie dem Dorf zu.

Der alte Pfarrer hat recht behalten. Es war für Toni eine furchtbare Lehre für das ganze Leben.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Haus Stoltyn

Roman von Herta Hessig-Stahl / Fortsetzung

Goldener Sonnenschein des Spätsommertages flutete über den kleinen, von hohen Mauern umschlossenen Garten des Margaretenhauses. Die Liegestühle in den Lauben und auf den Rasenflächen wurden alle noch benützt; Genesende, die frische Luft und Sonnenwärme genießen durften, streckten sich wohlig darin und waren dankbar, aus der Zimmerhaft, der Krankenstubenluft wieder einmal befreit zu sein. Ein paar von ihnen, die schon ganz unternehmende Spaziergänge auf den schmalen Fußstegen wagen konnten, waren die Beneideten, die Bevorzugten in den Augen der andern.

Auch eine blonde, magere Frau, die im Langstuhl unter der Esche gebettet lag, sah aus ihren Kissen und Decken mit ungeduldigem Seufzen hinter zwei jungen Mädchen drein, die plaudernd an ihr vorüberkamen; sie kannte sie als Zimmernachbarinnen. Heiter sahen die schon aus, wenn auch noch recht blaß und elend. Eine von ihnen hatte hier eine schwere Kropfoperation durchgemacht, die andre hatte Lungenentzündung gehabt und war aufgegeben gewesen. Und nun liefen die beiden schon wieder herum, während sie immer noch liegen mußte. Sie war doch auch noch jung — wie kam's denn, daß sie sich so langsam erholte? Sie war unzufrieden.

„Es muß doch irgendwie mit der Pflege hapern," sagte sie gereizt zu der jungen Lehrschwester, die das Teegerät abholte. „Wie lange bin ich eigentlich schon hier, Schwester Hanna?"

„Sechs Wochen, Frau Bruckner," erwiderte das hochaufgeschossene, schmächtige Mädchen.

Digitized by Google

„Sechs Wochen! Und das sagen Sie so ruhig, als wär's gar nichts!" entrüstete sich die unangenehme Kranke. „Ich bleib' dabei, es ist was nicht in Ordnung. Das Essen schmeckt mir auch nicht, da kann man natürlich nicht zu Kräften kommen. Nie gibt es etwas Besonderes. Wofür bin ich denn erster Klasse? Und gestern haben Sie mir Doktor Reinhold nicht noch mal geschickt, Schwester Hanna, obgleich ich Sie beauftragte, das zu tun."

„Ich darf doch nicht, Frau Bruckner! Doktor Reinhold macht nur einen Abendbesuch in jedem Zimmer. Dann sollen die Patienten ihre Wünsche äußern. Und er war gerade bei Ihnen gewesen."

„So! — Wünsche äußern, wenn die Oberschwester dabeisteht und einem das Wort abschneidet mit ihrem rechthaberischen Getue. Ich werde doch wohl den Arzt mal allein sprechen können! Aber an Ihnen hat man auch nicht ein bißchen Unterstützung, Schwester Hanna!"

Die nörgelnde Frau war laut geworden. Auf den benachbarten Stühlen lauschten die Patienten mit einem gewissen Wohlbehagen. Diese Frau Bruckner sorgte für Ablenkung von der allgemeinen Langweile. Sie war eine sehr wohlhabende Gutsbesitzersfrau, die hier die Folgen einer gefahrvollen Operation überwinden sollte. Aber ihr Zustand schien noch große Vorsicht nötig zu machen. Sie war kindisch ungeduldig und nie zufriedenzustellen. Die Kranken lachten über sie.

Jetzt hatte die junge Lehrschwester Tränen in den Augen. Ihr etwas sommersprossiges, sanftes Gesicht war rosenrot geworden. Sie stellte schweigend das Geschirr auf dem Teebrett zusammen und ging durch den Garten ins Haus zurück, die breiten Steintreppen hinan und oben durch den langen, sonnigen Korridor, an dem die Küche ihrer Abteilung lag.

Digitized by Google

Alle Fenster standen offen. Das Eckchen, in dem die leitende Schwester vor einem kleinen, mit Schreibgerät bedeckten Tisch saß, lag ganz im Sonnenschein. Überall klappten Türen, Patienten kamen und gingen, Angehörige, Auskunftheischende. Hie und da schrillte eine Klingel. Ärzte in weißen Kitteln sprachen rasch mit Schwester Elise, die vor ihrem Stoß von Rechnungen und Belegen ruhevoll mitten im Verkehr saß, ein Fels in der Brandung. Sie wandte sich ein wenig um, als Schwester Hanna hinter ihr das Teebrett in die kleine, offenstehende Küche trug.

„Hat sie ihren Tee getrunken, ein paar Zwiebäcke gegessen?" Da bemerkte sie die verweinten Augen und das bekümmerte Gesicht.

„Ja, das geht nicht so weiter, Schwester Hanna. Du wirst nicht fertig mit ihr. Ich rede mit Doktor Reinhold. Wenn er einverstanden ist, quartieren wir sie aus, nach einundfünfzig hinüber. Da ist's gestern frei geworden und da hab' ich Schwester Marianne. Die kriegt sie schon zurecht."

„Ich tu doch was ich kann!" verteidigte sich das sanfte junge Ding verzweifelt; die ältere Schwester wandte sich schon wieder ihrer Arbeit zu. Ihr Gesicht, in dem alles blaß war, auch die Augen und die Lippen, erschien gleichmütig unter den grauen Scheiteln.

In der Küche rumorte es jetzt gehörig. Da wurden ein paar verspätete Kaffeeportionen von der zweiten Lehrschwester ausgeteilt, einem strahlend-frischen, braunäugigen Mädel, dessen dunkles Kraushaar sich vor dem weißen Häubchen bauschte und bäumte. Keine Bürste vermochte dies unbändige Haar in gesittete Scheitel zu zwingen, keine Ermahnung der Oberschwester half; man mußte sich damit abfinden: Schwester Lotte sah immer

Digitized by Google

wie eine Wilde aus. Kraus wie ihr Köpfchen von außen war, schien es auch innerlich zu sein. Immer hatte sie einen harmlosen Unfug im Sinn. Jetzt neckte sie sich mit dem kleinen Küchenmädchen, das in sehr kurzem modischen Röckchen dafür aber umso derberen Schuhen vor ihr stand und die ländlichen dunklen Locken der Schwester neidvoll durch die Finger laufen ließ.

„Habt ihr denn gar nichts zu schaffen, Kinder? Was ist das für ein Lärm?"

Streng und mißbilligend klang es. Die Oberschwester war mit ihrem schwerfällig schleifenden und doch unhörbaren Gang herangekommen. Plötzlich stand sie da: klein, energisch, ganz strafende Autorität.

Schwester Lotte blitzte sie aus einem Paar unwiderstehlicher Augen an.

„Oh, wir tun's gewiß nicht wieder! Und ich wollte gerade frech sein und recht schön um einen kleinen Urlaub bitten — eine Stunde nur! Es sind Verwandte hier, aus meinem Dorf, die möchten so gern einen Ausgang mit mir machen. Schwester Marianne vertritt mich gern — sie hat's mir schon zugesagt!"

„Ihr sollt euch nicht immer an Schwester Marianne hängen! Die hat vorgestern ohnehin eine Extranachtwache übernommen. Und sie hat drei Zimmer mehr als du und Schwester Hanna. Also meinetwegen heute noch einmal — aber zum Essen zurück sein! Pünktlich um sechs Uhr!"

Ein wenig ärgerlich schleifte sie zu ihrem Tischchen. Wieder klappte eine Tür. Ein Arzt im weißen Kittel kam den Gang herab, ein Dreißiger mit blassem, interessantem Gesicht unter buschigem dunklen Haar.

„Schwester Marianne ist nicht hier? — Ich wollte mit ihr über den Neuen in achtundfünfzig sprechen. Kollege

Digitized by Google

Richter hatte ihn bis gestern und er sagte mir, Schwester Marianne sei vorzüglich orientiert."

Die Oberschwester kannte das schon. Doktor Reinhold hatte immer Auskünfte von Schwester Marianne einzuholen. Sie besprach gleich den Fall Bruckner mit ihm. Der Assistenzarzt war einverstanden. Dann konnte er sich nach der Abendvisite über ein paar Verhaltungsmaßregeln der unleidlichen Kranken gegenüber mit Schwester Marianne einigen.

Schwester Marianne — überall Schwester Marianne!

Die kleine, blasse Grauhaarige saß wieder vor ihrem Schreibtischchen und ordnete umsichtig einen Stoß Banknoten, der an die Kasse des Mutterhauses geschickt werden sollte. Aber ihre Gedanken waren diesmal nicht bei der Sache. — Eigentlich ein Schatz, ein Kleinod, diese „Lehrschwester". Das letztere war sie ja nur dem Namen nach. Denn sattelfest war sie eigentlich in allem, reich an Kenntnissen, an Erfahrungen. Bei alldem nie herrschsüchtig, wie es doch zu fürchten gewesen wäre, und unermüdlich. Wo eine der andern versagte, sprang sie ein. Wo es Schwierigkeiten gab, streckte sie die Hände danach aus. Die Nachtwachen schienen ihre besondere Vorliebe zu sein. Und doch — die Oberschwester kam nicht recht darüber hinweg — eine Frau! Eine Frau, die sich von ihrem Mann getrennt hatte! — Schwester Elise hatte viele Einwendungen gemacht damals während des Briefwechsels. Sie war überstimmt worden. Die Empfehlungen vom Roten-Kreuz-Verein waren schließlich maßgebend. Und die Leitung des Hauses sah ebenfalls kein Hindernis in den vorliegenden Verhältnissen. Es war nicht der erste Fall, in dem eine geschiedene oder in Scheidung stehende Frau in den Beruf der Landpflegerin oder der freien Schwester flüchtete.

Digitized by Google

„Zweitausend — dreitausend — fünftausend" — wahrhaftig, da hatte sie sich verzählt. Also noch einmal ... Die beiden jungen Lehrschwestern hatten ein wundervolles Beispiel an ihr, sahen nichts, was nicht anfeuernd, mustergültig gewesen wäre. Aber gut war's schon, daß sie soviel verstand, daß dieser Kurs, der doch nur Formsache blieb, notwendig des Zeugnisses wegen — daß er abgekürzt werden konnte. Man durfte mit ruhigem Gewissen die erste Gelegenheit benützen, ihr eine Privatpflege außerhalb anzuvertrauen. In solchem Wirkungskreise würde es vielleicht recht wohltuend sein, daß sie soviel vom Leben mit sich brachte. Daß nicht eigentlich Stille um sie her war. Ja, das mochte es wohl sein: die Stille friedlichen Sichaufgebens, die ging nicht von ihr aus. Schwester Elise zählte und zählte. Sie kam sich unsicher vor und bedrängt. Sie wollte heute abend in ihrem Stübchen ganz besonders dringend um Gemütsruhe beten, um den Segen des Verstehens ...

Als bei sinkender Sonne die beiden Wärter Frau Bruckner ins Haus hinauftrugen — der Fahrstuhl blieb den Neuoperierten vorbehalten —, war sie empört, sich in einem andern Zimmer eingerichtet zu sehen. Alles war da, jede Kleinigkeit an ihrem Platze, Wäsche und Kleider in die Schränke geräumt. Sie setzte die Klingel in Bewegung, sie wollte sofort den Arzt zur Rede stellen und dieses kleine Schaf, die blauäugige Schwester Hanna. Na, die sollte aber mal was zu hören bekommen!

Streitbar hatte sie sich im Sessel aufgerichtet, als die Tür ging, und bestürzt sank sie wieder zurück, denn das war nicht Schwester Hanna, das gute, dumme Kind, es war die große, schöne Blonde, der sie oft im Garten und in den Korridoren mit einem Gemisch von Neid und Bewunderung nachgeschaut hatte.

Digitized by Google

„Ich bitte Sie, sich von nun an mit Ihren Wünschen an mich zu wenden!“ sagte die Schwester klar und bestimmt. Dann griff sie zu, mit weichen, aber kräftigen Händen, und brachte die fassungslose Patientin ins Bett. Sie ordnete schweigend das Eßgerät auf dem Rolltisch, ging hinaus und kam mit dem reichbesetzten Präsentierbrett zurück.

„Jetzt das Abendbrot, Frau Bruckner. Es ist gerade das, was Sie gut vertragen. Ich möchte keine Reste zurücknehmen.“

Indes hatte sich die Kranke ihren Plan gemacht. Sie erklärte diese ganze Behandlung für empörend. So ginge man doch nicht mit Patienten erster Klasse um. Sie wolle ihrem Mann telegraphieren, sofort Doktor Reinhold sprechen und die Oberschwester.

„Ihren Gatten durch eine unnütze Depesche zu erschrecken, wäre unrecht. Schwester Elise ist beim Essen und Doktor Reinhold kommt, wenn er seine Runde in der Abteilung macht, zu Ihnen so gut wie zu allen andern. Keine Minute früher. Und nun rate ich Ihnen, möglichst ruhig zu werden, sonst müssen wir ein stärkeres Schlafpulver geben. Das wäre ein unerwünschter Rückschritt.“

Marianne hatte ruhig und fest gesprochen. Sie stand vor dem Bett, hoch, schlank, mädchenhaft in ihrem dunkelblauen Nesselkleid mit der weißen Schürze und dem Häubchen auf dem blonden Wellenscheitel. Ihr ernstes Gesicht war blühend und frisch wie in früherer Zeit. Wie durch ein Wunder hatte sie sich hier wieder verändert, unter härtester Arbeit, stärksten Anforderungen an Körper und Geist.

Die kleine, magere Frau in der spitzenbesetzten Nachtjacke sah scheu und feindselig an der großen, schönen Schwester empor.

Digitized by Google

„Na, das muß ich sagen — Sie haben eine recht merkwürdige Art! Ihr Auftreten sollte man sich eigentlich nicht gefallen lassen. Ich bin doch nicht hier, um gescholten zu werden!"

„Nein, Sie sind hier, um gesund zu werden, Frau Bruckner," sagte Marianne mit der frischen Sicherheit, die sich an ein unartiges Kind zu wenden schien; „das hängt aber nicht allein von uns ab, sondern auch von Ihrem eigenen Verhalten. Bis jetzt haben Sie sich nur geschädigt und Ihren Ärzten und Pflegern noch dazu das Leben sauer gemacht. So — gegessen haben wir aber jetzt ganz brav!"

Sie stellte flink die Teller zusammen und richtete die Kopfkissen.

„Ich komme nachher noch einmal zum Eingeben Ihrer Tropfen, und dann wird geschlafen. In der vorigen Nacht haben Sie sechzehnmal geklingelt, wie man mir klagte. Heute habe ich die Nachtwache in der Abteilung. Ich sehe alle zwei Stunden zu Ihnen hinein. Wenn es nötig ist, bringe ich Ihnen eine Tasse Milch. Aber der Schlaf ist viel wichtiger. Und Ruhestörungen darf ich nicht dulden."

Sie nickte der völlig Verdutzten freundlich zu und ging mit ihrem Präsentierbrett hinaus. Eben läutete es — das Zeichen für das Abendessen der jüngeren Schwestern. Marianne ging mit ihren beiden Abteilungsgefährtinnen in den großen Speisesaal hinunter und aß an dem langen, einfach gedeckten Tisch, an dem die Reihen der weißen Schwesternhauben leuchteten, mit knapper Muße, aber gesundem Appetit die einfache Abendkost. Man war es gewohnt, daß sie wenig dabei sprach. Die beiden jungen Mädchen zu ihrer Rechten und Linken plauderten dafür unermüdlich. Sie schwärmten für Marianne. Schwester

Digitized by Google

Hanna, die sanfte Blauäugige, war voll demütigen Dankes, daß sie diese schreckliche Bruckner losgeworden war. Und Schwester Lotte, der kraushaarige, reizendfrische Kobold, erzählte begeistert vom Ausgang mit den Verwandten „aus dem Dorf". Wie berauscht von Lebensfülle war dieses junge Ding bei jeder Berührung mit der freien, strahlenden Welt da draußen.

„Was wird sie für ein Schicksal haben?" dachte Marianne und sah träumerisch in das blühende junge Gesicht. „Vielleicht ein recht einfaches, weibliches. Freie Schwester! Es ist gut, daß man sie so nennen darf. Aber auch mich nennt man so, und ich bin doch ganz unfrei, will es sein — in den Ketten meiner Pflicht und meiner Buße!"

Schnell gingen die Mahlzeit und die allgemeine Andacht vorüber. Dann mußten noch die Besuche in den Zimmern erledigt werden, die Vorbereitungen für die Nacht, die allemal in so verschiedener Weise, mit Bangen und mit Hoffnung, erwartet wurde in diesem großen, sauberen, stillen Hause. Pflichtgemäß überwachte Schwester Elise die Handreichungen der Lehrschwestern. Frau Bruckner, tiefbeleidigt, verhielt sich still. Aber als Marianne an ihrem Bett die schönen, schlichten Worte las: „Ist es doch wieder Abend geworden, und wir sind einsam, wenn du nicht bei uns bist und wir bei dir" — da gähnte sie unartig, und beim Einnehmen der Tropfen stieß ihre magere Hand absichtlich an den Löffel, den die Schwester an ihren Mund hielt, so daß ein Teil der Medizin die weiße Bettdecke besudelte. Das war doch wenigstens noch ein kleiner Ärger für diese Superklugen da, die einen tyrannisierten für so viel Geld, das man bezahlte.

Nun kam die stille Nacht, die ersehnte Einsamkeit. Die Schwestern, welche drüben im Mutterhause schliefen,

Digitized by Google

waren alle schon fort. In den Gängen, auf den Treppenfluren erloschen die Lichter. Nur ein dämmeriger Schein erfüllte hie und da ein Eckchen. Schwebend schien der lautlose Schritt der wachhabenden Schwestern geworden zu sein, wenn sie ab und zu huschten, leise eine Tür öffnend und schließend.

Marianne saß, wenn es bei ihren Kranken nichts zu tun gab, während der Nachtwachen an dem kleinen Schreibtisch der Oberschwester im Korridor. Eine einzige elektrische Birne spendete matte Helle in dem stillen Raum. Aus den Zimmern kam kein Laut. Marianne empfand dankbar die große Ruhe, die ihr die köstliche, vor aller Wissen gehütete Errungenschaft solcher Nachtstunden war. Harrte ihrer doch sonst allabendlich eine Überwindung, das wußte sie, und davor fürchtete sie sich. Im Schlafraum, den sie mit den jungen Lehrschwestern teilte, gab es ein Geflüster, sobald das Licht gelöscht war. Dann besannen sich die jungen Mädchen, die tagsüber in ihre Pflichten eingespannt waren, auf ihre Jugend, kicherten und plapperten über ihre kleinen Erlebnisse, und hätten gar zu gern gewünscht, daß Marianne mittat. Die aber hatte Schloß und Riegel vor den Lippen, die sehnte sich, auf Stimmen zu lauschen, von denen die guten Kinder dort nichts ahnten. Wie aus nebelhafter Ferne kamen diese Stimmen und sprachen zu ihrem pochenden Herzen.

Darum liebte sie die Nachtwachen, die andre fürchteten. Als Schutz gegen das Leben breiteten sich Dämmern und Stille um sie her. Ihre Gedanken durften heimwärts flüchten. Sie durchwanderten wohlbekannte, geliebte Räume, prüften und forschten, wie es wohl stehen möge da und dort, wo ihre Hand nicht mehr waltete; sie sammelten sich um den einen, dessen Bild groß

Digitized by Google

und klar in ihrer Seele stand. Den Ton seiner Worte trugen sie zu ihr, die unvergeßliche, eindringliche Wärme seines Wesens. Das war kein haltloser Jammer, der sie dann packte, keine Reue, nicht einmal Sehnsucht konnte man das nennen. Es stand über dem allen. Es war wie das Hinanschauen zu einem Stern, von dem man weiß, daß er weit, sehr weit ist und doch uns nahe und unser Eigentum mit seinem stetigen Licht. Es glich dem heiligen Denken an Heimgegangene, die uns nicht genommen sind, weil wir sie nun erst, nun erst so gut verstehen, über alle Kleinlichkeit hinaus einig mit ihnen sind.

Nein, sie bereute nichts. Sie wußte klarer noch als vorher, daß die schweigende Lüge, mit der sie Ulrich Stoltyns Weib geworden war, ihr das Leben an seiner Seite unmöglich gemacht hatte. Sie wußte auch, daß sie dafür büßen mußte. Aber für ihre lebensvolle Natur nahm diese Buße nicht die Gestalt blasser Ergebung an, sondern starken, selbstvergessenen Schaffens. Deshalb war sie hier im harten Zwang so rasch gesund geworden, war die Jugendblüte auf ihre Wangen zurückgekehrt. Weil es das war, was Körper und Geist brauchten in der schweren Krisis. Sie arbeitete, sie lebte wie ein rüstiger Mensch; sie schlief nach ihren Nachtwachen während der paar freien Tagesstunden tief und fest. Und wenn sie mitunter sich selber zürnen wollte um ihrer „robusten Natur" willen, dann stand dagegen die vernünftige Frage auf: Wenn du nicht nützlich sein könntest, wenn du schwach wärst, was würde dann aus dir — aus deiner Buße?

Wunderlich und doch festigend war für sie die Vorstellung, ganz losgelöst zu sein von ihrem früheren Leben. Niemand aus ihrem Bekanntenkreise hatte ihr geschrieben, denn sie hatte ja für keinen eine Adresse zurückgelassen. Und Beate danach zu fragen, das würde wohl niemand

Digitized by Google

unternehmen. Beate! — Immer bei der Erinnerung an sie ging ein heller Schein über das schöne, ernste Gesicht der jungen Frau. Jetzt erst wußte sie, wie nahe ihr jene, die sie einst ihre Feindin nannte, geblieben war — als Ulrichs Schwester und als verstehender Mensch. Wie von dieser starken, verläßlichen Person Sicherheit ausging, deren Wert sie erst hier so recht schätzen gelernt hatte. Beate wachte still! Solange sie schwieg, ging dort alles gut, oder doch wenigstens besser als einst, weil nun Ruhe eingetreten war. Mit dieser Überzeugung konnte man unangefochten in heimlichen Gedanken heiße, ungestüme, dankerfüllte Worte an ihn senden, die er vielleicht ahnte, die er sich mit Lächeln, aber ohne Tadel ausmalte, weil er sein junges, törichtes Weib so genau gekannt hatte.

Die Mutter schrieb treulich. Die war nun erschüttert und überwältigt, die alte Frau. Mußte sich sagen, daß ihr hart verurteiltes Kind in leidenschaftlichem Sühnebestreben getan hatte, was es konnte, und daß es sich tapfer behauptete. Die Mutter erwähnte Ulrichs Namen nicht in ihren Briefen, verriet nichts von einer Verbindung mit ihm. Aber wenn Marianne müde, mutlose Augenblicke erlebte, so erhob sie sich an dem Bewußtsein: die alte Heimat ist dir wiedergegeben. Du darfst zu deiner Mutter zurückkehren, wenn es einmal nötig würde, Atem zu schöpfen.

Eine stille Nacht war das heute. Zwischen den vorschriftsmäßigen Besuchen in den Zimmern viele Stunden des Alleinseins, des inneren Ausruhens. Die Uhr im unteren Stockwerk verkündete die Zeit in feierlichen Glockenschlägen. Mitunter kam eine Schwester aus der benachbarten Abteilung auf weichen Schuhen lautlos heran, flüsterte ein paar Minuten über diesen und jenen ihrer Kranken, huschte wieder zurück — in Wächtertreue auf dem anvertrauten Posten zu verharren.

Digitized by Google

Nicht immer war der Frieden so tief. Schwerkranke forderten sonst oft stöhnend Hilfe; einem müden alten Manne und einer jungen lebensüchtigen Frau hatte Marianne kürzlich die Augen zugedrückt in derselben grauenden Morgenstunde. Wie ein Schwertstreich war es dabei durch ihre Seele gegangen, eine furchtbare Erschütterung, wovon der Arzt nichts ahnte, der nur ihr ruhiges, geschultes Handeln gesehen.

Nun öffnete sie leise die Tür zu Frau Bruckners Zimmer. Schwaches Licht dämmerte auf. Marianne stand ein Weilchen am Fußende des Bettes, den festen Schlaf der Patientin beobachtend. Der Kopf mit den starken blonden Flechten lag seitlich gewandt auf dem Kissen. Nun der eigensinnige, gereizte Ausdruck nicht so stark die noch jugendlichen Züge beherrschte, hatten diese eine gewisse Anmut zurückgewonnen. Fein war das scharfgezeichnete Profil mit der geraden Nase, dem schmallippigen, zierlichen Mund.

Marianne seufzte ein wenig. Sie ahnte noch viele Kämpfe mit dieser Kranken. Sie empfand keine Sympathie für die fremde Frau, nichts von mütterlich behütender Wärme, die ihr sonst ihre Pfleglinge so nahe brachte. Ja, sie gestand es sich innerlich mit Zagen: sie fühlte sich nur abgestoßen und würde gegen ihre eigene abwehrende Natur handeln müssen, wenn sie gerade in dieser Pflege erreichen wollte, was man von ihr erwartete.

Der nächste Tag bestätigte ihre unbehaglichen Vermutungen. Schwester Lotte, die während des Vormittags Marianne vertrat, meldete erhitzt und mit sprühenden Augen, mit Frau Bruckner sei es nicht auszuhalten. Mochte sie doch ihrem Mann telegraphieren, damit der sie in ein andres Spital schaffen ließe!

Beschwichtigend strich Marianne der jungen Schwester

Digitized by Google

lächelnd über die trotzigen dunklen Locken. Sie hatte tief geschlafen, war mit roten Wangen aufgewacht und mit der Empfindung, mit beiden Füßen in ihren Pflichten zu stehen. Nun war sie auch mutig genug, um es wieder mit der böswilligen Patientin aufzunehmen.

Die hatte ihrerseits eine Flut von Beschwerden über Schwester Lotte. Sie schien die ganze Natur dafür verantwortlich zu machen, daß sie sich so langweilte, denn da es während der Nacht geregnet hatte, war es herbstlich kühl geworden, und sie durfte nicht in den Garten. Bücher und Zeitungen interessierten sie nicht. „Es passieren doch bloß Dummheiten und Schlechtigkeiten in der Welt!" Die leichte Handarbeit, mit der sie sich beschäftigen durfte, solange sie im Sessel saß, rührte sie nicht an. Aber nun wollte sie Marianne soviel wie möglich bei sich festhalten. Die schöne blonde Schwester hatte ihre Neugierde erregt. Sie wollte alles mögliche von ihr wissen, lauter Äußerlichkeiten, die sie gewaltig ernst nahm. Wie Marianne es anfange, einen herrlichen Teint zu haben? Und wie sie ihr Haar pflege? —

Als die Schwester bei diesen Fragen nur lachte, wie man eben über etwas Törichtes lacht, da ward sie von neuem ärgerlich. Es sei wohl nicht lohnend, ihr etwas davon zu verraten? Ob man etwa meine, sie sei immer eine solche Vogelscheuche wie jetzt in diesem gräßlichen Spital? O nein, in ihrem Kreise gelte sie für eine sehr hübsche Frau, und ihr Mann sei immer noch verliebt in sie. Sie zeigte Marianne ihre Kleider, ihre spitzenbesetzte Wäsche und Brillantringe, die sie auch im Bett ungern ablegte — alles naiv prahlerisch, immer mit begehrlichen Zwischenfragen, aus denen das „Auch-haben-wollen" einer in den Kinderschuhen steckengebliebenen Person herausklang.

Digitized by Google

Marianne war sich rasch klar darüber, daß die Bildung der Frau mangelhaft war. Die gesuchte Eleganz, das protzenhafte Herauskehren der Wohlhabenheit machte die plumpen Mißgriffe nur noch bemerkbarer. Einmal hatte Frau Bruckner unbedacht verraten, daß sie früher „auch" eine Zeitlang in einer Stellung gewesen sei — lange Jahre vor ihrer Verheiratung. Sie schämte sich sichtlich, als das ausgesprochen war, und suchte den herabmindernden Eindruck schnell zu tilgen, indem sie nun bei jeder Gelegenheit von ihrem schönen Gut erzählte, von dem neuerbauten Haus, Wagen und Pferden, die man besäße. Ein Sündengeld habe das alles zwar gekostet, aber die Nachbarn, die reichen, fettlebigen pommerschen Gutsbesitzer, sollten nicht etwa denken, daß Bruckners es sich weniger leisten könnten als sie. Sie hielt sich auch eine Wirtschaftsmamsell — genau wie die Frau Amtsrätin, jawohl! Nur ein Kind hatte immer noch im Haus gefehlt, um den Triumph vollzumachen; rings auf den Gütern blühten die pausbackigen Jungen und Mädels heran, daß man neidisch werden mußte. Darum die Riesenfreude, als es nun endlich eine Hoffnung gab, und dann die doppelt schwere Enttäuschung. Frau Bruckner schalt rücksichtslos auf die Ärzte. Die Operation wäre gewiß zu verhindern gewesen!

Dazwischen wiederholten sich immer noch die Kämpfe. Marianne mußte alle Willensstärke aufbieten, um die kleine, unerzogene Frau endlich soweit zu bringen, daß sie sich in die Hausordnung fügte, ihr Frühstück zur bestimmten Stunde einnahm, obgleich die ihr durchaus ungelegen war, und das Ordnen des Zimmers duldete. Kindischer Eigensinn rang hier gegen ein zielbewußtes, streng disziplinertes Wollen. Nie führte Marianne Hilfstruppen an, die Ärzte etwa oder die hier sehr unbeliebte

Digitized by Google

Oberschwester. Sie focht alles allein durch, und als die störrische Kranke bei einer eingebildeten Vernachlässigung wieder einmal drohte, ihren Mann kommen zu lassen, damit der sehe, wie sie hier behandelt werde — da lachte die unüberwindliche Schwester.

„Oh, bitte, lassen Sie ihn nur kommen, niemand wäre mehr damit einverstanden als ich! Dann schenke ich ihm klaren Wein ein und setze ihm selber den Kopf zurecht über seine Torheit, Sie so grenzenlos zu verwöhnen, daß Sie der Schrecken unsres Hauses geworden sind!"

Ja, die konnte Ernst machen! Frau Bruckner begann sich zu fürchten, lenkte ein und benahm sich von da ab sehr freundschaftlich gegen die Schwester, die ihrerseits frisch und freundlich und unpersönlich blieb. Durch die endlich gewonnene Ruhe hob sich das Befinden der Patientin. Den ganzen Tag durfte sie außer Bett sein. Schwester Elises blasse Augen sahen gütig drein, wenn sie zum Besuch ins Zimmer kam.

„So ist's recht, Frau Bruckner! Es geht hübsch voran! Ich denke, in vierzehn Tagen dürfen Sie heim. Eine Pflegerin werden Sie freilich noch ein paar Monate um sich haben müssen, die Kur muß fortgesetzt werden — aber daheim ist das dann nicht mehr so unangenehm, nicht wahr?" —

Marianne hörte die Worte, während sie ihre Vorbereitungen für die Nacht traf. Wieder beschäftigte sie die unangenehme Frage: Wenn ich nun für dies aufreibende Amt bestimmt werden sollte? — Alles andre lieber als das! Sie wollte gern körperlich angestrengt arbeiten, wollte Tag und Nacht um Schwerkranke sein. Aber dieses immerwährende Zurückdämmen einer ihr selber kaum begreiflichen starken Abneigung lähmte ihre Tatkraft, ließ sie für die rechte Ausübung ihrer Pflichten fürchten.

Digitized by Google

Mutlos und niedergeschlagen betrat sie ihren Schlafraum im Mutterhause, wohin die beiden jungen Lehrschwestern ihr schon vorausgegangen waren. Die flüsterten wieder einmal miteinander, als das Licht gelöscht war. Fünf Minuten später wisperte es neckisch: „Schwester Marianne! Schwester Marianne!“

Und ob die Angeredete ihren Kopf auch tief in den Kissen barg — das Unheil nahm doch seinen Lauf.

„Schwester Marianne — heut' abend hat Doktor Reinhold wieder dreimal nach dir gefragt. Du weißt doch so schön Bescheid mit seinem Herzkranken! Schwester Marianne, ich glaub', der Doktor ist selber herzkrank!“

Ein Koboldskichern hörte sie. Drüben hob sich ein Mädchenkopf mit wirren, dunklen Locken.

„Kannst du verstehen, was ich sag'? — Du — die Oberschwester muß auch schon was davon loshaben, die sieht den Doktor immer so sonderbar an, wenn er dich durchaus sprechen will. Verliebt ist der! — Oh!“

Jetzt fühlte Marianne ihr heißes Erröten. Gottlob, daß die Dunkelheit das vor den neugierigen Schelmenaugen verbarg.

„Schwatz' nicht so törichtes Zeug, Kleine!“ wehrte sie streng, und erinnerte sich dabei in peinvoller Scham der Augenblicke, in denen es ihr selber klar gewesen war, daß sie den jungen Arzt mit dem blassen, durchgeistigten Schauspielergesicht interessierte — von einem gewissen Standpunkt aus. Daß oft in seiner Art ihr gegenüber — trotz tadelloser Haltung — ein leiser, ganz leiser Unterton wissender Begehrlichkeit anklang — etwas Freies — etwas, das sich schließlich so ganz von ungefähr einschlich in den Verkehr mit der — der geschiedenen Frau.

Sie hätte weinen mögen vor Zorn und Weh. Sie bemerkte nicht, daß die sanfte Schwester Hanna schreckens-

Digitized by Google

voll ihre Kameradin in die Grenzen chriſtlicher Zucht und Sitte zurückwies.

„Du ſollſt doch nicht immer ſolche Sachen reden, Schweſter Lotte! Neulich im Nähkurs haſt du's auch getan — ganz wild waren die Mädels nachher. Ich denk' 's ganze Jahr an keinen Mann — werd's nie tun. Ich laß mich einſegnen. Ich will richt'ge Diakoniſſin ſein mein Lebenlang."

„Das mach' du nur!"

Der unartige Lockenkopf hob ſich im Bett hoch.

„Später kannſt mich dann beſuchen und meine Kinder ſchaukeln. Ich heirat' 'nen Landwirt. Ich halt' hier mein Jahr aus und keinen Tag länger. Schweſter Marianne, du wirſt ja ſchon viel eher weg dürfen. Wer weiß, was dir noch bevorſteht. Du biſt doch ſo hübſch — Herrgott, biſt du hübſch! Wenn ich 'n Mann wär', ich vergaffte mich auf der Stelle in dich. Und ſchon fünfundzwanzig, nicht wahr? Verrat' mir doch bloß mal 'n ganz klein bißchen, Schweſter Marianne — du haſt doch ſicher ſchon einen liebgehabt?"

Marianne wandte ihr Geſicht dem Quälgeiſt zu.

„Schweſter Lotte, du weißt, daß ich dir herzlich gut bin," ſagte ſie ruhig, „aber wenn du heute noch ein ſolches Wort ſprichſt — nein, nicht heute nur, ſondern jemals wieder —, ſo muß ich es Schweſter Eliſe melden. Unnachſichtig. Erſpar' mir das, bitte!"

Nun war es ſtill geworden. Aber auch der Schlaf gründlich verſcheucht. Marianne fühlte ihr Herz hämmern. Etwas war in ihr wach geworden — ſtark, drängend — das Frauenbewußtſein — ein innerer Aufſchrei der Sehnſucht nach dem, was ſie ihr eigen hätte nennen können, ihr Recht — was ſie in Stille, in faſt empfindungsloſer Unterordnung gehalten hatte bis zu dieſer

Digitized by Google

Stunde. — Sie lag, die Arme hinter dem Kopfe verschränkt, und starrte vor sich hin ins Dunkel mit brennenden Augen. Wie das alles mit einem Male unerträglich war! Sie hätte die Menschen, die hier um ihr äußeres Schicksal wußten, am liebsten nicht mehr sehen mögen. Und die Ahnungslosen erst recht nicht.

Nun war sie doch fast dankbar, als schon einer der nächsten Tage für sie die Entscheidung brachte, die sie bisher gefürchtet. Sie wurde in das Privatzimmer der leitenden Schwester gerufen. Das geschah immer nur, wenn Dinge von großer Wichtigkeit streng vertraulich erörtert werden sollten.

Schwester Elise hatte im nämlichen Augenblick noch einen geschäftlichen Besuch an ihrem der Allgemeinheit zugänglichen Schreibtischchen zu empfangen. So behielt Marianne Zeit für einen Umblick in dem bescheidenen Raum mit seiner einfachen Einrichtung, den vielen frommen Sprüchen, der feierlichen weißen Alabastergestalt des segnenden Heilands auf der altväterischen Kommode. Sie mußte an ein ähnliches Stübchen denken — fern, ganz fern — in dem Frauenstift, in dem sie Julie Binder, die Gute, Treue, zuletzt gesehen hatte. Sie dachte auch daran, wie furchtbar schwer das gewesen war, die Sorge für ein geliebtes, gehütetes Heim in andre Hände zu legen — sie sagte sich gerade jetzt wieder mit unerbittlicher Härte, daß die Sorge nun tot sein müsse — ganz ausgeschieden — daß sie kein Heil habe schaffen können, keinen Segen.

Geräuschlos bewegte sich die Tür ihr gegenüber. Die Oberschwester kam mit ihrem schlürfenden Schritt, ihrem müden, immer an einen Zwang, eine Sorge gemahnenden Lächeln.

„Ja, was wir also in Kürze besprechen wollen — Herr

Digitized by Google

Medizinalrat hat beschlossen, Frau Bruckner aus seiner Behandlung zu entlassen. Er wünscht aber noch für ein paar Monate eine Fortsetzung der hier angewandten Heilmethode. Wir müssen ihr also eine Pflegerin mitgeben. Ich hab' dich vorgeschlagen, Schwester Marianne, und Herr Medizinalrat war einverstanden. Ich denke damit auch in deinem Interesse gehandelt zu haben. Du erstrebst sicher eine selbständige Tätigkeit. Kann ich Herrn Medizinalrat melden, daß du Frau Bruckner nach Pommern auf ihr Gut begleiten wirst?"

Die Frage wurde nur der Form wegen getan. Diese erste Privatpflege nach der Ausbildungszeit war gleichsam noch eine Abkommandierung von der Anstalt, welche die Lehrschwester ins Leben hinaustreten ließ. Marianne wußte das. Der blonde Kopf neigte sich in ruhiger Ergebung.

„Ich gehe mit Frau Bruckner, sobald es gewünscht wird, Schwester Elise."

„Es soll in den nächsten Tagen geschehen. Du hast uns den Umgang mit der schwierigen Frau sehr erleichtert, Schwester Marianne. Wir haben dir zu danken — auch für viele andre Fälle. Mit äußerster Pflichttreue hast du in unserm Hause gearbeitet. Es steht dir immer offen. Gott sei mit dir, wenn du jetzt hinausgehst, und lasse dich vor allem Frieden finden!"

Nachher hätte sie das Wort zurückhalten mögen. War ein wenig erschrocken vor dem gewohnten frommen Wunsch, welcher nur dieser hier Besonderes zu sagen schien — Erinnerndes — halb und halb Warnendes. Da war wieder die unbehagliche Beklommenheit der Frau gegenüber, die ihr Schicksal gehabt hatte — das geheime Aufatmen nach dem Zwang des mütterlichen „Du". Gottlob, daß das alles nun mit Ehren überwunden sein würde ...

Digitized by Google

Marianne aber ging im Kampf mit ihrem streitsüchtigen inneren Menschen halb unwissentlich durch den langen Korridor des Obergeschosses auf die Terrasse hinaus, auf welcher während der warmen Sommertage die Genesenden, denen der Garten noch zu fern war, in Liegestühlen geruht hatten. Heute war es nicht mehr sommerlich hier. Kühler Herbstwind strich durch die blanken, dunkelgrünen Blätter des alten Nußbaumes, der seine Krone gerade über dem Umfassungsgitter wölbte. Ein hellstählerner Glanz droben am Himmel. Unten auf dem von Anlagen durchschnittenen Platz, den man seitwärts überblickte, die Fülle des Lebens — das Klingeln der elektrischen Wagen, das Fluten der Menschen. Vom nahe aufragenden Turm der Nikolaikirche vier glockenklare Schläge und die vier in andrer Tonart nochmals wiederholt und schließlich in einer dritten, viel helleren ...

Marianne trat weiter auf die Plattform hinaus, stützte, tief Atem holend, beide Hände auf das Geländer. So sah sie gerade in den vorgeschobenen Anbau des Krankenhauses hinüber. Dicht, ganz dicht hatte sie den vor sich. Und wieder mußte sie an ein Taubenhäuschen denken, wie sie das Ding betrachtete. Das Haustürchen im Oberstock stand offen. Drinnen ein kleiner, schmaler Gang, ein paar Türen, alles peinlich blank und sauber. Die Fenster blitzten. An blütenweißen, gerafften Mullgardinen vorbei, glitt der Blick ungehindert in ein Puppenstübchen mit frommen Bildern, mit zwei weißen, schmalen Bettchen, einem altväterischen Sofa. Aus dem Zimmer klang ein Choral in den sanften, getragenen Tönen eines Harmoniums. Vor dem Instrument eine steife weiße Schwesternhaube, ein freundlich verklärtes altes Gesicht. Ein zweites, das dem drinnen ganz merkwürdig zu gleichen schien, auf dem winzigen Balkon vor dem Tür-

Digitized by Google

chen, wo eine korpulente weißhaarige Schwester sehr behaglich und ohne Eile, mit gleichsam schonenden Schlägen, einen kleinen, blumigen Teppich bearbeitete, auf dem sicher kein Stäubchen lag. Das war dort drüben das Altersheim, in welchem die nicht mehr arbeitsfähigen Anstaltschwestern in Frieden ihre Tage beschlossen.

Marianne starrte wie verloren auf dies weltabgeschiedene Eiland der Wunschlosigkeit mitten im Gewühl des Lebens. Jene dort hatten den mühseligen Weg hinter sich. Für sie begann er erst. Er würde weiterführen; weiter über Dornen und Steine, durch grauen Alltagstaub. Zu welchem Ziel? — Zur Stille, wie die dort drüben sie genossen? —

Sie fühlte plötzlich, wie die eisernen Spitzen des Gitters sich schmerzhaft in ihre Handflächen bohrten. So fest, so krampfig hatte sie zugepackt. Nein, Stille würde es für sie nie geben! Niemals! Immer nur Kampf! Hartes, heißes Ringen mit dem eigenen Selbst, das nicht aufhören konnte, zu begehren, zu leben.

Und da bäumte sich etwas Furchtbares in ihr auf. Sie öffnete die Lippen, sie sah entsetzt um sich. Gottlob! Sie hatte es doch noch nicht sinnlos hinausgeschrien, dieses schreckliche, aufrührerische: „Ich will nicht! Ich kann nicht!“

Niemand hatte es gehört; niemand wußte davon. Nur im Herzen gellte es ihr — ihre Gedanken bannte es wie jäh aufspringender Irrsinn.

Gelassen und friedlich reihten sich drüben die Töne des Harmoniums zu frommer Weise. Freundlicher Abendglanz lag auf den alten Frauengesichtern. Marianne wandte sich. Mit taumelnden Schritten ging sie in das Haus zurück.

An der Rückseite des kleinen roten Bahnhofgebäudes, das idyllisch in herbstbunte Wälder eingebettet lag, war

Digitized by Google

eben ein eleganter Verdeckwagen in flottem Tempo vorgefahren. Sichtlich eine neue Equipage. Alles gleißte und blitzte daran, auch die Silberbeschläge an den Geschirren der Grauschimmel, und aufdringlich leuchteten über dieser Pracht die schneeweiß behandschuhten Fäuste des Kutschers, der sich mit vertraulichem Grinsen zu seinem aussteigenden Herrn herabwandte.

„Sie gehn wie der Deiwel, die beiden da — nich wahr, Herr?"

„Ja — sind aber auch klatschnaß, die Biester," erwiderte der mittelgroße, dunkelhaarige Mann, der auch im Festtagstaat war — im modernen Überzieher und steifen Hut, der sein braunes Landwirtsgesicht schlecht kleidete. Er ging um die Pferde herum, strich ihnen mit einer harten, an Arbeit gewöhnten Hand prüfend über die Flanken.

„Hast denn Decken mit, Jochen? Nee? Na, da hättst aber auch dran denken können, du Döskopp! Nu fahr' man im Schritt hin und her, daß sie nich klamm werden. 's is noch zehn Minuten Zeit, bis der Zug kommt."

Damit ging er auf den Bahnsteig, vom Stationsvorsteher kordial begrüßt. Sie sprachen nach ländlicher Gewohnheit laut über die Aussichten für die Wintersaat und über die Rückkehr der Frau. Die scheine nun ja soweit wieder auf Deck zu sein, Gott sei Dank. Aber 'ne höchst eklige Geschichte war das gewesen.

„Und 'ne Pflegerin bringt sie sich doch noch mit," sagte der Gutsbesitzer Bruckner unbehaglich. „'s is mir scheußlich. So 'n fremdes Frauenzimmer immer um einen im Haus. Was soll man da machen! Muß froh sein, daß man zum Glück noch so mit 'nem blauen Auge davongekommen is."

„Dat wollt' ich meinen, Herr Bruckner! Na, schön' guten Tag! Da dampft er schon."

Digitized by Google

Der Dicke schob die rote Mütze zurecht und schlenderte gemächlich bis nahe an die Schienen.

Bruckner stand und sah dem sich nähernden Zuge entgegen, ließ die lange Wagenreihe an sich vorüberrollen. Da — am Fenster — das war sie ja, seine Emma. Ach so, er durfte sie ja nicht „Emma" nennen, obgleich sie auf diesen Namen getauft war; er mußte „Emmi" zu ihr sagen. Das klang feiner. So hatte sie sich's ausgebeten, als man im großen ganzen „fein" geworden war.

Betroffen betrachtete er nun die schlanke, blonde junge Dame in Schwesterntracht, die seiner Frau aus dem Wagen half. Herrgott, die sah ja aus wie so 'ne Prinzessin! Das hatte gerade noch gefehlt! Aber sie schien die ärgerliche Verblüffung auf dem harten, bäuerischen Gesicht nicht zu bemerken. Sie übernahm in freundlichster Selbstverständlichkeit alles in den nächsten Augenblicken Nötige. Während das Ehepaar sich begrüßte, ordnete sie mit dem Kutscher das Gepäck und richtete mit ein paar schnell hervorgeholten Kissen den Sitz im Wagen für die Patientin bequem her.

Nun ging es in flottem Trabe auf Landwegen zwischen fetten, braunen Äckern dem Gute zu. Die Grauschimmel griffen tapfer aus. Frau Emmi Bruckner schwatzte unaufhörlich, richtete hundert aufgeregte Fragen an ihren Mann, der sie mit verlegenem Gesicht brummig beantwortete. Die Gegenwart dieser merkwürdigen Schwester, die in ihrer schlichten Tracht so peinlich vornehm aussah, beklemmte ihn. Er fühlte sich nicht frei und behaglich. Und dabei hielt sie doch den blonden Kopf beharrlich nach dem Fenster gewandt; die pommersche Landschaft zog ihre Aufmerksamkeit augenscheinlich viel mehr an, als die beiden Menschen, die mit ihr in den blauen Polstern

Digitized by Google

saßen. Nur einmal sah sie mit ihren hellen, lebhaften Augen ihre Schutzbefohlene an.

„Sprechen Sie nicht gar zuviel, Frau Bruckner, Ihre Nerven sind noch nicht so widerstandsfähig," sagte sie freundlich mahnend.

Nun war man angekommen. Marianne fühlte ihr Herz laut pochen. Eine unbegründete angstvolle Spannung, von der ihre ruhigen Züge nichts verrieten, benahm ihr fast den Atem. Dabei war der erste Eindruck recht anheimelnd. Ein kleiner, sauberer Hof mit schönen, massiven Gebäuden; ein gemütliches Landhaus, an dem höchstens die beiden neu angebauten Flügel störend wirkten. Seitwärts sah sie ein eisernes Gitter mit frisch funkelnden Goldspitzen; durch die Pforte kam man offenbar in den tiefer gelegenen Garten hinab. Das war also Beeskow. Hier sollte sie einstweilen bleiben, den Winter über leben.

Um die Haustür schlang sich eine armdicke Girlande aus Herbstlaub und bunten Astern, ein weithin leuchtendes „Willkommen!" glänzte auf weißem Grund daraus hervor. Das Hausmädchen und die dicke Wirtschafterin strahlten in weißen Schürzen. Schon den Flur erfüllte der Duft von frischgebackenem Kuchen. Im großen Speisezimmer war der Kaffeetisch gedeckt; er war in ländlicher Behäbigkeit mit einer Fülle von guten Dingen beladen, als gäbe es in der Welt keine Not.

„Hier essen wir sonst nicht," sagte Frau Bruckner, die Mariannes Rundblick über den von neuer Eleganz strotzenden, sichtlich nie benützten Raum wohl bemerkt hatte, „das wär' nicht gemütlich, der Raum ist zu groß für uns paar Leute. Aber heute ist doch ein Festtag."

Sie benahm sich ganz als leutselige Gutsherrin, seit sie auf eigenem Grund und Boden stand; selbstgefällig

Digitized by Google

und durchdrungen von dem imponierenden Eindruck ihrer Wohlhabenheit. Sie begönnerte auch ihren Mann, der in seinem Sonntagsanzug steif und unbehaglich dasaß und mitunter einen kleinen Schluck aus seiner Tasse nahm, in der er beharrlich den silbernen Teelöffel stecken ließ.

Nach dem Kaffee führte sie Marianne im Triumph durch das Haus. Das war, wie es schien, nach dem Anbau zum größten Teil neu eingerichtet worden. Eine Reihe hübscher Zimmer mit modernen Möbeln. In keinem eine Spur von persönlichem Geschmack. Alles unberührt und parademäßig hergerichtet.

„Man will doch was zeigen können, wenn man Besuch bekommt," sagte Frau Bruckner wohlgefällig. „Wir wohnen drüben."

„Drüben" sah es allerdings anders aus. Da hatte man die alten, zum Teil ziemlich verbrauchten und teilweise schadhaften Möbel aufgestellt. Die Luft war dick und stockig, als würde nie ein Fenster geöffnet. Auf dem Eßtisch stand ein benütztes irdenes Kaffeegeschirr, das die Vermutung wachrief, daß der Hausherr sich schon vor der eben überstandenen Parademahlzeit hier allein gütlich getan habe. Von dem abgeschabten Ledersessel am Fenster fuhr fauchend ein großer, grauer Kater in die Höhe, und an der Türe, die nach dem Küchenflur hinausführte, hing eine alte Feldmütze neben dem Krückstock.

Frau Bruckner betrachtete mißtrauisch Mariannes Gesicht. Sie hatte sie ungern hierher geführt. Aber es half ja nichts, da man doch täglich hier lebte.

„Na, was sagen Sie im ganzen zu unserm Heim, Schwester Marianne?" fragte sie förmlich herausfordernd.

„Sie haben es recht hübsch hier," erwiderte sie freundlich und lächelte dabei; ein sonderbares, wehmütiges Lächeln. Ihre Augen erhielten einen der Gegenwart

Digitized by Google

entrückten Ausdruck, welcher der beobachtenden Frau sofort auffiel. Was war denn das für ein Gesicht? Ein merkwürdiges Mädel überhaupt! Nichts schien Eindruck auf sie zu machen, eine Krankenpflegerin, die doch sonst wahrlich keinen Luxus um sich sah! Es war geradezu peinlich ärgerlich.

Frau Bruckner mußte nun ruhen. Marianne richtete sich unterdessen in ihrem Zimmer ein. Sie kam erst zum Abendessen wieder herunter, das heute zur Feier des Tages noch in dem großen, ungemütlichen Speisezimmer eingenommen wurde. Das Ehepaar war noch nicht da. Marianne betrachtete einstweilen, um sich die Zeit des Wartens zu vertreiben, eine kleine Porzellansammlung, die auf einem Wandbord aufgebaut war. Alles ohne Stil, ohne eigenen Geschmack aufgekauft und hingestellt, wie durch Zufall fanden sich aber auch einige hübsche Stücke darunter. Bei sachverständiger Zusammensetzung der Formen und Farben hätten sie gut wirken können. So fielen sie unangenehm auf.

Während sie ein Mokkatäßchen behutsam auf seinen Platz zurückstellte, bemerkte Marianne, daß die Tür zu einem Nebenraum nur angelehnt war. Von dort vernahm sie Stimmen. Bruckners schienen eben eingetreten zu sein.

„Sieh, hier gehört unbedingt noch 'n neuer Teppich 'rein," sagte die Frau. „So 'n weißer, wie ihn Amtsrats in ihrem Salon mit den hellen Möbeln haben. Ich glaub', 'n Perser ist's. Wenn mir's weiter gut geht, fahr' ich mal mit der Schwester zum Einkaufen nach Stettin. Sie kann mir aussuchen helfen, sie versteht sicher so was."

Ein kurzes Schweigen, dann hörte Marianne die scharfe Stimme des Gatten.

„Sag' mal, warum haben sie dir denn so 'ne Vor-

Digitized by Google

nehme mitgegeben? Die paßt doch gar nicht für uns. Vor der muß man sich ja ewig genieren. Man will doch nicht immer wie auf Draht gezogen dasitzen, wenn man bei sich zu Hause is. Hättst dir nich 'ne einfache Person ausbitten können, Emmi, so 'n Mädel vom Land, ich meine, so 'ne richt'ge Diakonissin?"

„Ach, Unsinn, Otto, wirst mal sehen, was die alles kann, die is wie 'n Doktor. Und ich hab' gerade gern eine um mich, die 'ne gute Figur macht. Es sieht viel besser aus, wenn man in solcher Begleitung unter Leute geht. Übrigens ist sie ganz einfach, gar nicht großspurig."

„So! Woher stammt sie denn eigentlich?"

„Weiß ich nicht. Is ja auch egal. Wenn sie aus gutem Haus ist, umso besser für uns. Jedenfalls is sie 'n armes Mädel. Diese Barmherzigen haben alle nichts. Der Dienst is doch 'ne Versorgung wie jeder andere Dienst auch."

Jetzt konnte Marianne mit ein paar schnellen, leisen Schritten die Tür erreichen. Sie ging hinaus, schlenderte draußen im Korridor auf und ab und ließ sich von dort rufen. Sie wollte dem Ehepaar Bruckner die beschämende Vermutung ersparen, intime Mitteilungen vor den Ohren einer dritten Person ausgetauscht zu haben.

Am andern Tage, als das gewöhnliche Leben in Gang gekommen war, machte Marianne mit dem Gutsbesitzer einen Rundgang über seinen Hof und durch die Ställe. Die dicke Mamsell zeigte stolz ihren Geflügelbestand, ein kleiner, verlegen grüßender Wirtschaftseleve sprang vor ihnen die Speichertreppen hinauf. Nun gefiel die „vornehme Schwester" dem Hausherrn schon besser. Sie war ihm gar nicht mehr unheimlich. Es lag etwas überaus Frisches, fast Urwüchsiges in ihrem Wesen. Er hatte auch beobachtet, daß sie keine Miene verzog, als man heute „drüben" in einfachster Weise zu Mittag aß, bei offen-

Digitized by Google

stehenden Türen, so daß alle Küchengeräusche hereindrangen. Und den immer gereizten Kater, der auf den Tisch gesprungen war, hatte sie ohne Umstände von dort auf ihren Schoß genommen und sich gar nicht darum gekümmert, daß er seine Haare auf ihrem blauen Nesselkleid zurückließ. Sie war jedenfalls eine Person, die sich in alles zu schicken verstand, das machte ihre Gegenwart viel erträglicher.

Zu dem Gang durch die Wirtschaft hatte Marianne sich selbst angeboten. Sie konnte sich hier wieder einmal freuen, der Zauber des Landlebens, heimatliche Erinnerungen nahmen ihr den Druck von der Seele. Sie fragte sachverständig und voll lebendigem Anteil und Verständnis nach allem, was sie in der kleinen, von Wohlbehäbigkeit förmlich strotzenden Musterwirtschaft sah, und gab ein um das andere Mal Urteile ab, die auf den derben Landwirt Eindruck machten.

„Sie sind wohl auch vom Lande?" forschte er endlich mit einem zwinkernden Seitenblick, „ich frage deshalb, weil Sie alles so gut verstehen."

„Ja, ich bin vom Lande."

„Und wohl noch nicht lang von da weg?"

„Doch. Es ist schon einige Zeit her."

Es klang ein wenig abweisend. In das schöne, frische Gesicht war tiefere Röte gestiegen. Trotz seiner geistigen Schwerfälligkeit fühlte Bruckner, daß er vorsichtig ablenken mußte. Es schickte sich offenbar nicht, weitere Fragen zu stellen.

„Ja, für das alles lebt und stirbt man nu. Ich sag' immer, 'n richt'ger Landwirt sieht gar nicht drüber 'naus. Soll's auch nicht tun. Ich war heilfroh, daß ich nich mit ins Feld mußte. Das wär' 'ne schöne Geschichte geworden. Die Frau kränklich, die Karre wär' mir hier im Dreck

Digitized by Google

verkommen. Hab' mir von meinem Schwager darum Grobheiten sagen lassen. Der is so 'n Vaterlandsverbißner, wissen Sie, aber sonst 'n tücht'ger Kerl, das muß ihm der Neid lassen."

Sie standen im Kuhstall bei schönen, rotscheckigen Oldenburgern. Bruckner prüfte das Kleeheu, das der Kuhfütterer eben in die Raufen breitete, ob es trocken war. Marianne betrachtete mit ihm das duftende, graugrüne Büschel in der derben Arbeitshand. Was er vorher gesagt hatte, war an ihren zerstreut abirrenden Gedanken ungehört vorbeigegangen.

„Haben Sie Verwandte hier in der Gegend?"

Es war eine Artigkeitsfrage. Der Gutsbesitzer nickte. Dann gingen sie durch den warmen, dunstigen Stall zum Jungvieh hinüber.

„Bloß der Bruder von meiner Frau lebt hier in der Nähe. Der hat 'ne schöne Verwaltung, nicht weit von hier. Geht ihm übrigens viel besser wie unsereinem, er hat kein persönliches Risiko. Na, ich gönn's ihm. Hat sich lange genug als Wirtschaftsbeamter 'rumgeschlagen. Wir vertragen uns auch soweit ganz gut. Oft kommt er zwar nicht zu uns. Er liegt immer mit der Emmi in Hader. Er wirft ihr ihre Eitelkeit vor, und das nimmt sie krumm. Du lieber Gott, warum sollen die Frauen nich 'n bißchen eitel sein! Haben ja sonst nichts."

Er sah seine Begleiterin unsicher an. Sie lachte unbefangen.

„Nette Begriffe von uns, die man da zu hören bekommt, Herr Bruckner!"

Er wurde rot und neuerdings befangen.

„Ja — nu — sehn Sie, so mein' ich das nich. Aber wir sind aus dem Bauernstand, und ich für mein Teil wollt' auch gern drinbleiben. Aber der Frau genügt das nicht,

Digitized by Google

die möchte hoch hinaus, möcht' schließlich wohl mal 'ne Frau Rittergutsbesitzer werden. Na, vielleicht kann man ihr das Vergnügen noch machen."

Da war der Abschlag, in dem die jungen Tiere untergebracht waren. Neugierig drängten die blanken, rotscheckigen Kälber mit den guten, dummen Glotzaugen ihre Dickschädel über den Bretterzaun und ließen sich krauen. Bruckner gab eine Lebensbeschreibung von jedem. Es war als führe er ein genaues Tagebuch über alle Tiere.

Dann mußte er mit einem Händler, der eben ankam, zu den Mastochsen im nächsten Stall.

Marianne ging, da ihre Pflegebefohlene noch ruhte, in den Garten und als ihr der zu eng wurde, ein wenig auf die angrenzende Wiese hinaus. Ein kleiner Hügel wölbte sich da. Von dem bot sich ein weiter Blick über das pommersche Land. Bunte Wälder, zerstreute Dörfer, ein paar mäßig hohe Brennereischornsteine. Die Gutshöfe lagen hier nahe beieinander. Plötzlich durchfuhr sie ein blitzartiges Erinnern, wie ein Erwachen: Pommern. Du bist ja hier in Pommern! Das ist freilich groß, aber möglich ist's doch, daß Hans von Götz hier irgendwo in der Nähe sitzt. Der gute, brave Junge.

Wie ehrlich würde sie sich freuen, ihn wiederzusehen. Ihre Wangen waren gerötet, als sie scharf auslugte, über das fremde, üppige, im vollen Herbstglanz liegende Land hinweg. Ihre Gedanken wanderten zu einer Abschiedstunde. Sie sah ihn wieder vor sich, mit dem heißroten, tiefbewegten Knabengesicht, sie fühlte den zitternden Kuß auf ihrer Hand, hörte seine letzten Worte: „Frau Marianne! Sie wissen's ja noch ..."

O ja, sie wußte es noch. Auch heute! Sie lebte wieder in vergangener Zeit, nur daß alles, was damals im Werden war, jetzt als fertig Gewordenes vor ihr stand —

Digitized by Google

ihr eigenes Schicksal. Merkwürdiger, unfaßlicher Gedanke! Wie das alles damals aufeinander folgte, wie sie in ihrer Erschütterung zu Ulrich gelaufen war, als der große blonde Junge so schrecklich töricht, so rührend leidenschaftlich ihr seine Liebe gestanden hatte; eins aus dem andern sich entrollend, als hätte alles auf ihr Verderben hindrängen wollen, auf die große, schmachvolle Lüge.

Nein, nicht mehr darüber grübeln! Leben! Büßen! Arbeiten! Aber nirgends schien man ganz frei werden zu können. Hier stand nun wieder die blonde, blühende Gestalt lebhaft in ihrer Erinnerung, und verband eine unvergeßliche Stunde mit der nüchternen Gegenwart.

Beim Abendessen trieb es sie, seinen Namen zu nennen, den Hausherrn nach ihm zu fragen. O ja, der kannte ihn wohl. Sprach mit großer Achtung von den Götz' auf Daberkow. Der alte Herr war ja zwar ein bißchen brüchig. Aber der Sohn wirtschaftete brav, war schon hochangesehen im Kreise. Wie weit von hier? Nur ein paar Meilen. Man traf sich gelegentlich in der Kreisstadt bei landwirtschaftlichen Versammlungen. Da saßen zwar die adeligen Herren immer besonders beieinander, aber man kannte sich doch. Er benahm sich immer freundlich und nachbarlich, der junge Götz.

Frau Emmi hörte der Unterhaltung zu und ärgerte sich. Da sprach ihr Mann nun wieder von diesen Leuten, als ob die aus einer anderen Welt stammten. Und was mochte Schwester Marianne mit Götz zu tun haben?

„Na ja, die adelige Blase läßt man ja gern unter sich," mischte sie sich in das Gespräch; „die sind nu mal so exklusiv," — sie betonte das Wort mit lässiger Sicherheit — „obwohl sie gar nicht dick tun brauchten, denn die meisten haben nicht mehr als unsereins, außer den Götz',

Digitized by Google

will ich mal sagen, und noch 'n paar andern. 's gibt außer ihnen genug Leute zum Umgang hier, sehr nette und vornehme Leute. Wo haben Sie den jungen Götz kennen gelernt, Schwester Marianne? Das ist doch merkwürdig!"

„Durchaus nicht! Er lebte vorübergehend in der Nachbarschaft meines früheren Aufenthaltsortes."

Marianne sprach ruhig und bestimmt, jedes weitere Forschen abschneidend. Aber die Röte war ihr wieder heiß in die Wangen gestiegen. Sie bereute ihre Frage vor dieser taktlosen Frau. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie flüchten, wenigstens geistig flüchten — vor dieser Neugier, die nur ein gewisser Respekt noch in Schranken hielt. Nun würde Frau Emmi natürlich immer wieder versuchen, die näheren Umstände der interessanten Bekanntschaft zwischen einer Krankenschwester und dem jungen pommerschen Adeligen herauszubekommen.

Mochte es sein! Schön und anheimelnd blieb's doch, Hans von Götz in der Nähe zu wissen. Es war ihr, als lebe sie nun nicht mehr ganz allein unter diesen fremden, durch ihre Wesensart so weitabstehenden Leuten. Marianne dachte darüber nach, wie sie den guten Hans einmal sehen, sprechen könne. Aber da häuften sich die Hindernisse. Hierher kam er nicht. Und es widerstand ihr, ihm Nachricht zu geben, eine Verabredung zu treffen. Ja, wenn nicht jene Torheit gewesen wäre! Hier war sie nicht mehr die sicher dastehende, beschützte Frau. Sie mußte alles dem Zufall überlassen. Wenn der sich einmal freundlich erwies, dann wollte sie Hans von Götz sagen: „Nun sollen Sie wirklich mein Schutz und Hort sein, Sie treuer Freund! Sollen mir helfen, denn ich fürchte mich hier. Ich weiß, es ist töricht, vielleicht sogar kindisch, aber die Angst ist nun einmal da, der dumpfe Druck, als müsse mir hier etwas geschehen ..."

Digitized by Google

Marianne schüttelte, unwillig über sich selber, den Kopf, wenn solche Gedanken sie immer wieder heimsuchten. Was fürchtete sie denn? — Sie war doch sonst immer so mutig gewesen, und niemand tat ihr etwas zuleide. Es war sicher nur die Freiheit, die erzwungene Selbständigkeit, die sie beängstigte. Und der Mangel an rechter, alle Stunden voll ausfüllender Arbeit. Sie lebte ja hier eigentlich wie eine Gesellschafterin. Bequem und langweilig. Was zur Pflege der fast Genesenen noch zu tun blieb, war jeden Tag schon in den Morgenstunden erledigt. Dann kamen die vielen langen Stunden. Eingreifen in die Wirtschaft war für sie unmöglich. Es drängten sich schon genug Menschen in dieser kleinen, ruhigen, reichen Häuslichkeit. Und das ständige Zusammensein mit der geistlosen, oberflächlichen Frau war eine dauernde Qual. Marianne fühlte sich durch das Anhören ihres öden Geplappers ärger mitgenommen als durch jede noch so anstrengende Tätigkeit.

Anregungen von außerhalb gab es fast gar nicht. Frau Bruckner äußerte zwar häufig große Vorsätze, wollte Besuche in der Nachbarschaft unternehmen, aber sie kamen nicht zur Ausführung. Die nachbarlichen Beziehungen schienen nach allen Seiten hin nur lose zu sein.

Ab und zu fuhr man in die Kreisstadt, um Besorgungen zu erledigen. In dem spießbürgerlichen Nestchen spielte die reiche Frau Bruckner nun freilich eine gewisse Rolle. Die Geschäftsinhaber dienerten vor ihr. Und sie trat jetzt in Begleitung der Schwester besonders pomphaft auf. Marianne fühlte mit heimlichem Lachen und doch mit Ärger, daß sie zur Parade vorgeführt wurde. Als aber Frau Bruckner gar darauf kam, sie in den Geschäften, in denen man gerade zu tun hatte, gewissermaßen zu präsentieren: „Diese Dame hier ist meine

Digitized by Google

Pflegerin, die mir aus meiner Berliner Klinik mitgegeben worden ist", da verbat sie sich artig und bestimmt diese taktlosen Hinweise.

„Frau Bruckner, ich möchte Sie ersuchen, von solchen überflüssigen Vorstellungen abzusehen. Daß ich Krankenpflegerin bin, erkennt jeder an meiner Tracht. Im übrigen habe ich mit den Leuten persönlich gar nichts zu schaffen."

Das half. Frau Bruckner gab es sogar schnell wieder auf, die Beleidigte zu spielen. Ihre gekränkte Miene war von Marianne still übersehen worden.

Nach den Besorgungen frühstückte man manchmal im ersten Hotel des Städtchens. Gäste kamen und gingen. Die ganze Landgesellschaft verkehrte da; die Herren trafen sich zu Versammlungen und Vereinssitzungen in dem beliebten Gasthof. Es konnte nicht ausbleiben, daß die schöne, hochgewachsene Blondine in der Schwesterntracht jedesmal ein gewisses Aufsehen erregte. Verschiedene der blonden, derben pommerschen Junker fanden es nicht geschmacklos, ihr Huldigungsblicke zuzuwerfen. Sie sah über solche stumm-beredten Zeichen der Verehrung mit Gleichgültigkeit hinweg. Oder sie lächelte eigentümlich, fast schwermütig, worüber sich Frau Bruckner ärgerte, weil sie es nicht begriff.

Hans von Götz hatte sich noch nie hier sehen lassen. Das Schicksal schien es nicht zu wollen. Einmal beugte sich Frau Bruckner neugierig zum Fenster.

„Schwester Marianne! Flink! Da fährt grade der Götzsche Wagen vom Hause ab."

Marianne sah eben noch den hohen, leichten Sandschneider mit zwei rassigen Hellbraunen, und den Kutscher in einfacher Stalljacke.

„Das ist der junge Herr. Der Alte fährt viel eleganter," sagte Frau Emmi.

Digitized by Google

Im Schritt überquerte der leere Wagen den Marktplatz und verschwand in einer Seitengasse. Wieder nichts! — Marianne war ehrlich betrübt. Frau Bruckner meinte sie mit ihrer bemerkbaren Enttäuschung necken zu müssen.

„Na, na, Schwester Marianne, mit dem Götz haben Sie doch mal was gehabt. Seien Sie ehrlich."

Marianne sah sie groß und ernst an.

„Haben Sie noch nie gehört, Frau Bruckner, daß man mit einem Manne, sogar mit einem jungen, befreundet sein kann ohne Nebengedanken?"

Es klang scharf zurechtweisend.

Frau Emmi wehrte sich beleidigt. „Wie Sie aber auch gleich sind! Gerade wie mein Bruder. Das ist auch so einer, der keinen Spaß versteht."

„Nein, ich ertrage es sicher nicht lange mehr!" dachte Marianne auf dem Heimweg.

Frau Bruckner hatte den kleinen Zwischenfall schon wieder vergessen und schwatzte unermüdlich von gleichgültigen Dingen.

„Ich muß wieder eine richtige Arbeit haben, stete Anspannung. Sonst kann ich nicht mehr leben," sagte Marianne im stillen.

Sie warf unbemerkt einen prüfenden Blick auf die Frau an ihrer Seite. Die war offenbar gesund. Konnte sie bald entbehren. Die Monate des geplanten Hierseins konnten zu ebensovielen Wochen zusammenschrumpfen. Dann weiter — weiter! Nur keine Ruhe, kein Stillstand. Das war ärger als der Tod.

Als Marianne an diesem Abend zu Bett gegangen war und das Licht abgedreht hatte, brach sie in Weinen aus. Warum war denn die kleine Enttäuschung dieses Tages so schwer zu überwinden gewesen? — Weil der gute blonde Junge hier in der Fremde der einzige Mensch war,

Digitized by Google

der Ulrich kannte! Und wenn der Name ihres Mannes auch vielleicht zwischen ihnen gar nicht ausgesprochen worden wäre, immerfort hätte ihr doch Wärme ins Herz strömen müssen aus dem Bewußtsein: er kennt ihn. Er steht ihm nahe. Wir sind beieinander gewesen, wir drei. Zu Hause. Ach Gott, zu Hause!

Und dann kam ein böser, quälender Traum: Sie war wieder in ihrem Heim und ging aus einem Zimmer ins andere und suchte — suchte. Sie rief ihren Mann überall. Er antwortete nicht, er war nicht da. Auf seinem Schreibtisch lagen Stöße von Briefen. Sein Sessel war abgerückt, als wäre er aufgestanden, hinausgegangen. Wo war er? — In Angstschweiß gebadet, erwachte sie. In Gedanken suchte sie immer noch, konnte den Traum nicht abschütteln. Und das dumpfe Bangen blieb in ihr, etwas wie eine abergläubische Ahnung: er ist nicht mehr dort. Wo ist er? — Wo soll meine Seele ihn nun suchen? —

Als sie hinunterkam, war es später als sonst. Frau Bruckner saß an ihrem Schreibtisch; vor ihr lag eine Postkarte. Sie hatte allein gefrühstückt, war wohlgelaunt und zeigte sich überaus gönnerhaft.

„Ach, das tut ja gar nichts, Schwester Marianne. Sie hätten ruhig länger schlafen können, wenn Sie doch nicht wohl waren. Ich schreib' gerade an meinen Bruder. Er ist 'n wunderlicher Heiliger, wir lieben uns durchaus nicht besonders, aber ich muß ihm doch mitteilen, daß ich wieder hier bin und daß es mir gut geht. Kann ich ihn von Ihnen grüßen?"

Marianne fand keine Aufmerksamkeit für den Scherz.

„Meinetwegen — bitte!" sagte sie zerstreut im Hinausgehen.

Frau Bruckner fuhr fort, ihre gleichmäßigen schulmädchenhaften Schriftzüge auf die Postkarte zu malen.

Digitized by Google

„Jedenfalls ist sie was Vornehmes," schrieb sie. „Im Krankenhaus habe ich nicht mal ihren Familiennamen gehört. Aber gestern stand auf einem Brief an sie: Schwester Marianne Stoltyn, und als Absender war eine Frau Hollfelden genannt. Ob sie mit der verwandt ist, weiß ich nicht. Sie spricht nie über ihre Familie. Übrigens läßt sie dich grüßen ..."

Der kleine Milchjunge mit den großen, roten Ohren nahm die Karte in der Posttasche mit zum nächsten Marktflecken, wo die Postagentur war.

Wieder verstrichen zwei Tage. Marianne fürchtete ich jetzt vor dem Träumen. Sie war abergläubisch geworden.

„Es kommt wohl daher, daß ich nie von ihm sprechen kann," dachte sie beklommen, „daran ersticke ich noch. Nur einmal ruhig mit einem Menschen über ihn reden. Nichts weiter. Wäre mir Hans von Götz begegnet, ich hätte es getan."

Sie stand im Garten an der Gitterpforte und sah auf den Hof hinaus. Der Herbstwind, der hier oben schon rauh und trotzig blies, zerrte an ihrem Mantel, zerzauste das weiche Blondhaar unter dem Häubchen. Es war still um sie her. Frau Bruckner schlief um diese Zeit. Ihr Mann war heute früh in die Kreisstadt gefahren. Er hatte gesagt, daß die großen Viehmärkte, die jetzt kurz aufeinander folgten, ihn häufig fernhalten würden.

Marianne fühlte ihr Herz schlagen, als wartete sie auf irgend etwas. Seit dem schweren Traum war sie in sich nicht mehr sicher. Immer quälte sie dumpfe Angst, ruheloses inneres Fragen. Sie dachte an Beate und kämpfte mit einem Entschluß. Aber sie verwarf ihn wieder. Sollte sie so feig sein, schon eine Stütze zu suchen nach den ersten Schritten auf dem selbstgewählten, einsamen

Digitized by Google

Wege? — Einmal sich gefangen geben — nein — das war ein Anerkennen ihrer Ohnmacht.

Drüben donnerte ein Wagen heran. In rasendem Tempo kam er von der Straße her, hielt seitwärts vom Hause, ein Stück davon entfernt, mit hartem Ruck. Ein Mann warf dem hinter ihm sitzenden Kutscher die Zügel zu, schwang sich herab und kam eilig näher. Groß und aufrecht, in einen Lodenmantel gewickelt, die Mütze tief in der Stirn. War das Bruckner? Kam der so zeitig schon zurück? Nein! Er hatte nicht diese imponierende Höhe, nicht diesen sicheren Gang.

Nun fühlte die junge Frau ihre Glieder langsam erstarren. Bis zum Herzen, bis zum Halse hinauf. Sie hatte Gespenster gesehen!

Der Mann, der eben die paar Stufen zur Haustür emporspringen wollte, gewahrte die schlanke, dunkle Frauengestalt, die am Gitter lehnte, regungslos wie eine Harrende. Mit jäher Bewegung wandte er sich, kam auf sie zu, stand vor ihr. Es war Ehrhart.

„Marianne!"

Ungestüm erfaßte er ihre Hand, die willenlos auf der Pforte lag. Er trat in den Garten.

„Um Gottes willen, nur jetzt keine andern Menschen!" sagte er rauh. „Wir müssen allein sein. Komm mit, in den Buchengang dahinten. Da ist man sicher, da können wir uns begrüßen, du böses, du wiedergefundenes, geliebtes Weib!"

Eine Glutwelle mühsam gebändigter Leidenschaft ging über sie hin, kam von seiner Stimme, seinem Wesen. Mit einem Schlage wich ihre Erstarrung. Sie reckte sich. Sie sah voll in sein Gesicht, wie man etwas traumhaft Beängstigendes fest ins Auge faßt, um darüber Herr zu werden. Ja, das war er. Älter geworden, hagerer. Über

Digitized by Google

seinem kurzgeschorenen Haar ein silberner Schimmer, in den Augen ein unsteter, gepeinigter Ausdruck. Während sie widerspruchslos durch den Garten schritt, redete er zu ihr, immer mit der halben Stimme, in der innerer Aufruhr zitterte.

„Warum all diese Umwege und Winkelzüge, Marianne. Warum hast du mir damals nicht geantwortet, auf keinen meiner Briefe. War der Kampf so schwer, das Pflichtgefühl so unbesiegbar? Marianne! Ich hab' es dir geschrieben, daß Pflicht etwas Totes, Kaltes ist, wenn daneben die Liebe lebt. Die läßt sich nicht töten! Siehst du's nun ein, erklärst du dich endlich für besiegt?"

Sie hatten den Buchengang erreicht. Kahl, entblättert lag er vor ihnen; weit dehnte sich die Wiese daneben. Ein Flug Krähen zog mit heiserem Gekrächz über die Baumwipfel auf das herbstliche Feld hinaus.

Die junge Frau war stehen geblieben und hob ihre Hand.

„Kein Wort mehr, Jörg Ehrhart," sagte sie befehlend. „Was Sie aussprachen — ich will es nicht gehört haben. Ich frage Sie nur: Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie hier?"

„Marianne!" In seinem Gesicht zuckte fieberische Ungeduld. „Wozu müßige Erklärungen! Meine Schwester schrieb mir . . ."

„Ihre Schwester?"

Da blieb auch er stehen, er griff sich an die Stirn.

„Weib — mach mich nicht toll! Sieh mich nicht mit diesen verträumten, ungläubigen Augen an! Spiele nicht Komödie!"

„Ihre Schwester!" wiederholte Marianne, diesmal nicht mehr fragend, sondern mit einem kurzen, starken Aufatmen. „So bin ich hier im Hause Ihrer Schwester, Jörg Ehrhart. Das war es!"

Digitized by Google

„Marianne, du hast — lüge nicht so schrecklich, so verwegen — du hast meine Schwester gepflegt, wochenlang. Du bist mit ihr hierher gegangen in bestimmter Absicht. Du wußtest, daß ich nahe bin! Du wolltest mich wiederfinden, Marianne!"

„Nichts wußte ich und noch weniger wollte ich!" sagte sie erhobenen Hauptes im Weitergehen. „Was Sie da erzählen, ist eine von Ihnen ersonnene Geschichte. Ihre Schwester war mir fremd, eine meiner Pflege anvertraute Person, nichts weiter, bis auf den heutigen Tag. Nie hab' ich außer dem mir gleichgültigen Namen Bruckner einen andern von ihren Lippen gehört. Wäre es der Fall gewesen — mein Gott ..."

Sie schlug die Hände zusammen. In ihre Wangen kehrte die Farbe zurück, ihr ganzes Wesen atmete Befreiung.

„Aber nun ist's gut so, ich habe mich wiedergefunden. Nun weicht der Druck von mir, der mich hier gehemmt hat von der ersten Stunde an, die unerklärliche, dumpfe Ahnung von etwas Drohendem. Nun weiß ich: es sollte Klarheit zwischen uns werden, Jörg Ehrhart. Darum hat das Schicksal mich diesen Weg geführt."

Er schritt wie ein Träumender neben ihr, die sich frei aufgerichtet hatte. Sein Gesicht war fahl, seine Augen schienen am Boden etwas zu suchen.

„Das ist alles ungeheuer schwer zu fassen," sagte er stockend, „du bist ahnungslos hierhergekommen. Was ich mir in tollem Herzensjubel zusammengereimt habe — alles Torheit, Hirngespinste. Und jetzt hast du mich doch gerufen! Kannst du auch das leugnen, Marianne?"

„Ich? Mit welchem Wort?"

„Mit deinem Gruß an mich! Meine dumme, eitle Schwester, sie war ahnungslos, als sie mir den Gruß schrieb."

Digitized by Google

„Sie fragte mich während des Schreibens — scherzhaft, wie mir schien —, ob sie einen Gruß von mir ausrichten dürfe. Flüchtig hatte sie einmal von einem Bruder gesprochen. Ich bejahte es mit irgendeinem banalen Wort. Der unbekannte Mensch war mir ja gleichgültig. Ja, wäre alles nicht so bitter ernst, man müßte lachen über diese Anhäufung von Mißverständnissen!"

Ehrhart nahm die letzte Enttäuschung fast stumpf hin. Es ward ihm ja doch alles zertrümmert — sein herrisches Siegesbewußtsein ging unaufhaltsam dahin ...

„Ich habe die Pferde mit eigener Hand aus dem Stall gerissen," redete er weiter, als wären ihre Worte gar nicht mehr für ihn bestimmt gewesen; „in wahnsinnigem Tempo bin ich hergefahren, drei Stunden. Ich wollte keine Minute versäumen, dachte immerfort bloß das eine: du hast sie wieder! Sie rief dich! Sie hat's doch nicht ertragen, so wenig wie du selber!"

Erschütternde Hoffnungslosigkeit lag in den dumpf gemurmelten Worten. Der große, selbstbewußte Mann war gepackt, geschüttelt vom Sturm eines Gefühls, das sich mächtiger erwiesen hatte als seine kalte Vorsicht, und das ihn nun niederschlug. In Mariannes Augen kam ein seltsamer Schimmer. Sie blickte ihn an. Weich und doch fest war ihre Stimme.

„Jetzt zürne ich Ihnen nicht, daß Sie mir das sagen. Ich bin ruhig, ich hege keinen Haß. Ich höre, sehe das alles wie aus großer Ferne. Und ich kann Ihnen glauben. Ich spüre die Ehrlichkeit und den Kampf in Ihnen. Sie haben gerungen meinetwegen, Sie ringen jetzt. Ich kann es begreifen, daß mich damals, als ich vom Leben und von meiner eigenen Seele noch so wenig wußte, ein starkes Gefühl an Sie gefesselt hat. Ich brauche mich nicht mehr zu verachten um dieser Liebe willen."

Digitized by Google

„Schön gesagt!" Er lachte hart auf. „Erhaben und gehörig grausam dabei. Aber wie stimmt das alles zusammen, Marianne — wenn dieses Gefühl, das dich an mich band, so ganz überwunden sein soll, wenn du so hoch darüber stehst in kühler Ruhe — warum bist du denn dann — deinem Manne ..."

Er stockte vor ihrem flammenden Blick. Ihr Gesicht glühte, Zittern überlief ihre Gestalt.

„Sprechen Sie es nur ruhig aus — ich kann auch das hören, das harte Wort! Er muß ja doch zwischen uns genannt werden — er, mein Mann. Jörg Ehrhart, ich konnte neben ihm, dem besten, edelsten Menschen, nicht leben mit der Lüge im Herzen. Um Sie zu strafen, Sie durch Unnahbarkeit zu martern, wurde ich sein Weib. Ich brauchte seinen Namen, die Frauenwürde, um stärker zu wirken in meiner Rache. Der hab' ich ihn geopfert, und das machte mich sterbenselend. Das zerbrach mich. Seine Güte, sein schrankenlos vornehmes Vertrauen verfolgten mich wie ein Fluch. Da hab' ich ihn gebeten, mich gehen zu lassen." Ihre Stimme bebte, ihre Lippen schienen mühevoll noch die Worte zu formen. „Und wie ich nun hier stehe, losgelöst von ihm durch meine Schuld, Ihnen aber ferngerückt für immer, so schwör' ich's Ihnen, daß die große, glühende Vergeltung, die ich an Ihnen nehmen wollte, mir unter den Händen zerronnen ist, schemenhaft, zu einem sinnlosen Nichts geworden, weil alle meine Gefühle hinübergeströmt sind zu ihm, der mich erhoben, gehalten, der meine Seele gepflegt hat. Meine Seele, Jörg Ehrhart! Was haben Sie jemals für mein inneres Wesen getan?"

Ihre Brust hob sich unter kurzem, stürmischem Schluchzen. Er blickte sie von der Seite an mit verhaltener, leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Digitized by Google

„Du meinst, weil ich immer rauh gewesen bin? Ja, ich hätte dich wohl zarter angreifen müssen, dann hätte ich dich vielleicht nicht verloren — oder dann wäre dies Wiedersehen heute anders!"

„Die Rauheit hätte mir nichts getan, wenn sie mit Treue gepaart gewesen wäre, mit ehrlichem, männlichem Wollen. Das hatten Sie nicht, Sie haben mich begehrt und doch ferngehalten von sich, mich an sich gezogen und gleichzeitig verworfen. Das ist die große Sünde, die Sie an meiner Seele begingen. Wäre die nicht allgemach krank und kraftlos geworden, ich hätte nicht so lange unter der Herrschaft meiner Sinne stehen können. Jetzt weiß ich das alles, Jörg Ehrhart. Nun kenne ich den feinen, scharfen Unterschied. Und mein Lehrmeister war wiederum er, dem ich's noch einmal auf meinen Knien danken möchte, meine Lippen auf seinen Händen."

Sie war stehen geblieben. Sie sprach entrückt, beide Hände auf das Herz gepreßt, das zerspringen wollte im jähen, ekstatischen Anerkennen einer bisher mit Angst und Scham verhehlten Empfindung.

Neben ihr riß Jörg Ehrhart die kleinen braunen Zweige von dem Buchenstamm und zerpflückte sie in seinen starken Händen. Er schaute bitter vor sich hin.

„Das mußte ich also auch noch hören! Das geht nun mit mir, das wird mir bleiben, wenn ich wieder untertauche in meiner Einsamkeit. Marianne — weißt du, was das heißt, einsam sein? Nicht gelebt, vegetiert habe ich bis heute. Das Leben leer, die Menschen mir alle gleichgültig. Die Arbeit zwecklos geworden. Keiner auf der Welt, dem ich mich nahe fühlte, nur du, nur du! In der Entfernung, im Verlorensein warst du mir näher als damals, als ich dich noch täglich sah. Da habe ich mich endlich zähneknirschend gebeugt, hab' mir's zugestanden, daß du die

Digitized by Google

Herrschaft hattest, die Macht, daß ich's in deine Hände legen mußte, ob ich noch einmal das Leben lebenswert nennen sollte oder nicht. Und nun diese schändliche Grausamkeit. Und jetzt dies Letzte! — Marianne!"

Er wandte sich ihr zu, streckte ihr bittend die Hände entgegen.

„Ohne deine Verzeihung gehe ich nicht von hier! Nicht ohne ein gütiges, barmherziges Wort!"

„Ein Wort der Vernunft — das sollen Sie hören."

Ihre Finger fest ineinandergefaltet, sah sie an ihm vorüber. „Ich zähle die Tage, die Stunden, bis ich von hier fort kann. Aber ich will versuchen, meine Pflicht in diesem Hause bis zu Ende zu erfüllen, Ihrer Schwester keine Enttäuschung zu bereiten, aber nur unter einer Bedingung. Geben Sie mir Ihr Wort, daß man Sie hier nicht mehr sehen wird — einen Monat, zwei Monate. Das verlange ich von Ihnen. Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Sie wissen, wie es um mich steht."

Es war ein stolzes Bekenntnis. Lieblich, hoheitsvoll und frauenhaft erschien sie ihm in der Weihe eines Hingegebenseins, das sie ihm fernrückte, sie mit unnahbarer Würde umgab. Er gab das hartnäckig festgehaltene „Du" auf, dieses unwahr und blutlos gewordene Recht aus fernen Tagen. Aber insgeheim sträubte er sich gegen ihr Begehren. Er wollte sich doch noch etwas retten, eine unbestimmte, dämmernde Aussicht.

„Marianne, Sie sprachen das Wort ‚versuchen' aus. Lassen Sie es mich wiederholen. Ja, wenn Sie darauf bestehen — auch ich will versuchen, Ihnen fernzubleiben."

„Ihr Wort, Jörg Ehrhart!"

Er kämpfte schwer mit sich.

„Zuerst Ihre Verzeihung! Oder doch wenigstens milde, versöhnliche Worte!"

Digitized by Google

„Wenn das mir Ihr Versprechen sichert — ich sündige nicht an meiner Überzeugung — ich will in Zukunft nur an das denken, was Sie meiner Mutter an Rücksicht, an Erleichterung gewährt haben in einer Lage, in der Sie auch anders hätten handeln können. Ich bleibe Ihnen dankbar dafür. Und nun, leben Sie wohl für immer!"

Da stand der große, starke Mann erschüttert da.

„So grausam kann nur ein Weib sein. Also nie mehr, niemals nach dieser verzweifelt schweren Entbehrung, diesem Hunger nach Ihrem Anblick, Ihrer Stimme ..."

Sie hatte sich zum Gehen gewandt. Noch einmal hielt sie den Schritt an.

„Suchen Sie Ihre Schwester auf. Man hat Sie jedenfalls bemerkt. Ihre Schwester müßte erstaunt sein, wenn Sie nicht kämen, Sie zu begrüßen."

Er zuckte verächtlich die Schultern. „Ich brächte jetzt keine Geduld für meine Schwester auf. Nein, ich fahre zurück. Ich bleibe vielleicht im nächsten Dorf, bis die Gäule, die abgetrieben sind, wieder laufen können."

„Und Sie kommen nicht wieder! Halten Sie Ihr Wort?"

„Nein!" schrie er grimmig auf.

Sie neigte den Kopf. Mit festen Schritten ging sie durch den Garten ins Haus zurück. Die schwere Tür krachte wuchtig hinter ihr in das Schloß.

Oben in ihrem Zimmer wartete sie, bis sie das Rollen des Wagens hörte. In stürmischer Eile, wie er gekommen war, rasselte er wieder auf der gepflasterten Straße vorüber. Marianne atmete auf. Sie fühlte sich leicht, wie befreit von einer niederdrückenden Hemmung. Ihr Vorsatz war gefaßt. Fort von hier! Jetzt sprach gebieterisch die Pflicht gegen das eigene Selbst. Er würde wiederkommen. Sie sah ihn vor sich stehen, hart kämpfend, un-

Digitized by Google

fähig, das Wort zu geben, das sie forderte. Er durfte sie nicht mehr hier finden. Es war eine Flucht in Ehren, und ein Hort, ein einziger auf Erden, winkte ihr ja noch: die Mutter!

Weichheit, eine Sehnsucht kamen über sie, als wäre sie ein müdes Kind, das wieder am treusten Herzen Schutz suchen wollte; aber sie gab sich nicht hin. Sie verriegelte ihre Türe und schrieb an das Margaretenhaus, dem sie ihr Fortgehen anzeigte, um sofortigen Ersatz bat — aus persönlichen Gründen. Sie gab die Adresse ihrer Mutter an und stellte sich der Anstalt für anderweitige Tätigkeit zur Verfügung. Nun noch eine Postkarte an die alte Frau, ein paar heiße, kindliche Worte.

Als das getan war, regte sich fieberische Ungeduld. Eine endlose Nacht würde noch verstreichen, bis der Milchwagen diese wichtigen Schriftstücke mitnahm zur Post. Dann verstrichen wohl noch vierundzwanzig Stunden, bis sie an Ort und Stelle eintrafen.

Marianne sann über die Wirkung ihrer Nachrichten. Sie sah ihre Mutter, ihrer harrend. Äußerlich gelassen, voll Haltung. Von der Wiedersehensfreude, die sie dem Kind entgegenbrachte, durfte die Umgebung nichts ahnen. Und Schwester Elise! Die würde müde lächelnd den Kopf schütteln, und ihr Fahnenflucht vorwerfen, ihren Schritt sicher mißverstehen. Das mußte ertragen werden. Auch die Auseinandersetzung mit Frau Bruckner fürchtete sie nicht. Vorwürfe, eine Szene wahrscheinlich — das war ja alles so belanglos.

Marianne ging zur gewohnten Stunde hinunter. Sie war auf staunende Fragen gefaßt, auf die gewohnten breiten Erörterungen. Irgend jemand würde den Bruder der Hausfrau bemerkt haben, irgend jemand hatte sich sicher sehr gewundert, als er wieder davonfuhr, ohne das

Digitized by Google

Haus betreten zu haben. Aber seinen Namen nannte niemand.

Der Abend verging, und die Nacht, vor der Marianne sich gefürchtet hatte, schien kurz zu werden, so viel neue lebendige Gedanken drängten sich hinter ihrer heißen Stirn. Sie fühlte sich erleichtert und gehoben. Das Zusammentreffen war eine Schicksalsfügung, ein Abschluß. Sie beschäftigte sich mit Ehrharts fernerem Leben; freundliche, versöhnliche Hoffnung für ihn erfüllte sie. Da war doch vieles, was doch echt, stark und ehrlich in seinem Gemütsleben. Das konnte vielleicht, von den Schlacken der Selbstsucht und der Herrschergelüste befreit, zu einem festen Untergrund werden, auf dem er Gutes, Wertvolles aufbaute. Sie wußte: er mußte innerlich einsam bleiben, er würde auch immer hart sein, in sich selber zurückgezogen. Aber ein tüchtiger Mensch von der Art, die sich aus bitterer Schule Lebenswerte geborgen haben.

Das war nur ein Streifzug ihrer Gedanken gewesen. Es war, als müsse das Vergangene erst endgültig, mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortung, abgetan werden, als hätte sie dies Hemmnis erst zu überwinden, um das Bild ihres Mannes in neuem Licht sehen zu können. Sie hatte es nun laut bekannt, vor sich und vor dem, den dies Geständnis am härtesten treffen mußte: sie liebte ihren Mann. Liebte ihn tief und wunschlos innig. Aber das gesprochene Wort hatte doch auch über sie fast unheimliche Macht gewonnen. Es wandelte manches in ihr, verschärfte die Bitterkeit der Entsagung, und sie vermochte nun nicht mehr, an seine immer beherrschte, freundschaftliche Ruhe zu denken, ohne daß heißer Schmerz sie durchzitterte. Sie hörte wieder und wieder sein resigniertes Bekenntnis in der Abschiedstunde: „Auch ich habe meinen Irrtum bitter bereut.“ Nun schien ihr,

Digitized by Google

als wäre er mit diesen Worten zum ersten und einzigen Mal schonungslos und grausam hart gewesen.

Als Marianne in früher Morgenstunde an das Fenster trat, war es draußen anders geworden. Schon während der Nacht hatte sie immerfort das Sausen des Windes, das Klatschen der Tropfen gegen die Fensterscheiben gehört, ohne recht darauf zu achten. Nun aber sah sie, daß ein schlimmes Wetter niederging. Alte Bäume im Garten bogen sich unter den Stößen des Sturmes. Wie ein grauer Sack, unendliche Wassermassen ausschüttend, hing der Himmel über dem trübseligen Land. Ein Spätherbsttag — schauerlich öde und unwirtlich.

Auch unten im Hause war es empfindlich kalt; durch den Flur strich scharfe Zugluft. Die Haustür stand halb offen; hereinströmende Nässe hatte an der Schwelle eine Lache gebildet, von der ein schmales Rinnsal weiter nach innen lief, fast bis zur nächsten Zimmertür. Es roch nach lehmiger Erde, nach der Ausdünstung verregneter Kleidungsstücke.

Die dicke Wirtschafterin kam vom Hof herein, den Kleiderrock über den Kopf geschlagen, eine Schmutzkruste an den derben, nassen Schuhen.

„Du liebe Zeit, is das 'n Hundewetter! Und unser Herr schon früh wieder in die Stadt. 's is doch heut' der zweite Markttag, den läßt er nich aus. Na, er hat den alten Verdeckwagen genommen. Aber warum kriechen Sie denn so früh aus den Federn, Schwester Marianne? Bei der Frau drin rührt sich noch nichts."

„Ich konnte nicht schlafen; in einer halben Stunde werde ich nach Frau Bruckner sehen. Vielleicht will sie ihren Tee im Bett trinken, es ist gewiß ungemütlich kalt in den Zimmern."

Sie ging in die Küche, ordnete das Frühstücksgerät auf

Digitized by Google

einem kleinen Präsentierbrett, trat damit in das Wohnzimmerchen, in dem sich das tägliche Leben abspielte. Auch da war die eingeschlossene Luft dumpf. Auf dem alten Ledersessel hob sich mit gekrümmtem Rücken der graue Kater. Die Wanduhr tickte schwerfällig über dem alten, großen Sofa mit dem grünen Ripsüberzug.

Marianne war ungeduldig, sie hätte den trägen Pendel beflügeln mögen. Sie konnte nicht erwarten, Frau Bruckner ihren Entschluß mitzuteilen. Sie wollte ihr zusichern, hierzubleiben, bis Nachricht vom Margaretenhaus gekommen war; das würde bald geschehen. Vielleicht nur ein paar kurze Worte, in denen die Ankunft der Stellvertreterin gemeldet wurde. Marianne wußte, es waren junge Lehrschwestern da, die hinaus sollten, sobald sich Gelegenheit bot. Sie mußte zu ihrer Mutter. Sie wollte nichts näher begründen, keine Notlüge brauchen. Die Sturzflut der Entrüstung kam ja doch und mußte ertragen werden.

Wie lange die Frau heute schlief! Immer noch, mit verstärkter Wucht sauste und prasselte es gegen die Scheiben, rann es in zahllosen Wasserbahnen hurtig an ihnen hinab. Draußen flitzte ein Radfahrer vorbei, dicht am Hause. Ein Mann mit einer Postmütze, bis an die Ohren in den durchnäßten Mantel gewickelt. Der Briefträger war es nicht, der kam meist erst eine Stunde später. Vielleicht ein Depeschenbote, der über Land gemußt hatte und in dem Unwetter nach Möglichkeit den Weg abschnitt.

Da krachte die Tür, die aus dem langen, mit Fliesen belegten Gang nebenan ins Freie führte. Eine Männerstimme; ein kurzes Gespräch; die Küchenmagd kicherte. Dann erschien das rotbäckige Mädel im Zimmer, wischte sich die Rechte an der derben Drellschürze ab, trug etwas in der Hand, ein schmales, zusammengefaltetes Papier.

Digitized by Google

„Schwester Marianne, da is grad' 'ne Depesche für Ihnen gekommen; der Mann von der Post kriegt Botenlohn."

„Mamsell möchte es doch auslegen, ich ich kann jetzt nicht hinaufgehen," sagte Marianne. Sie wußte warum; sie hätte sich nicht von der Stelle zu bewegen vermocht. Das hier war etwas Erschütterndes, es handelte sich um ihren Mann.

Kaum wollten ihre Finger gehorchen. Es dauerte lange, bis der Papierstreifen entfaltet war. Die Worte, die sie las, hämmerten sich ihr ins Bewußtsein: „Operation an Ulrich vollzogen. Höchste Lebensgefahr. Beate."

Grell und grausam stand der Gedanke vor ihr: Er stirbt! Hin zu ihm! Fort, so rasch als möglich.

Sie wankte aus dem Zimmer mit vorgestreckten Händen wie eine Blinde oder im Dunkeln Tastende. Da war die Treppe. Hinauf! Ein paar Sachen holen und fort! Und dann? — Nein, sie konnte nicht, würde nicht ein paar Meilen laufen können in dem Unwetter. Die Minuten verstrichen.

Sie stand an der Tür von Frau Bruckners Schlafzimmer. Sie pochte und war drinnen, ehe noch „herein" gerufen ward.

Frau Bruckner lag noch im Bett. Die dunkelblauen Vorhänge an den Fenstern waren dicht zugezogen; der Raum lag in tiefer Dämmerung. Ein Griff nach dem elektrischen Lämpchen auf dem Nachttisch. Verschleierter Lichtschein erhellte das Gemach in der Nähe des Bettes.

„Wer stürmt denn so herein? Man erschrickt ja! Schwester Marianne, Sie! Wie sehen Sie denn aus?"

Marianne hielt die Hände auf der Brust gefaltet, ihre Augen waren groß und starr.

„Frau Bruckner, ich muß fort! Auf der Stelle. Ich

Digitized by Google

kann es Herrn Braun wohl sagen, irgend ein Wagen zur Station, ein Pferd wird wohl da sein ..."

Frau Bruckner richtete sich empört in die Höhe.

„Nein, aber so was! Was wollen Sie, Schwester Marianne, was faseln Sie? Wie können Sie mich so erschrecken! Wagen zur Bahn? Gibt's nicht! Mein Mann hat die Kutschpferde. Und Arbeitspferde läßt er nie nehmen zu unnützen Fahrereien. Was haben Sie denn? Ist eine Nachricht gekommen?"

„Ja — ja!" schrie Marianne auf. „Ich muß fort, ich bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen."

„Ja, was glauben Sie denn eigentlich?" rief Frau Bruckner beleidigt. „Ihre Pflichten sind hier! Wer hat Sie denn hier wegzuholen?"

„Mein Mann!" sagte Marianne laut und hart. Sie trat in drohender Haltung an das Bett. „Mein Mann stirbt. Ich muß zu ihm."

„Was? — Ihr Mann? Sie sind verheiratet! Gott im Himmel, sind das Geschichten! Hab' ich mir doch immer gedacht, daß mit Ihnen was Besonderes los ist! Nu will ich aber wissen — was für ein Mann — ob das 'ne ordentliche, rechtschaffene Ehe is — ob wir mit Ihnen 'reingefallen sind ..."

Marianne hörte nichts mehr. Das dämmerige Zimmer mit den geschlossenen blauen Vorhängen, dem friedlichen Lichtflecken des Nachtlämpchens drehte sich vor ihren Augen. Sie griff in die Luft, wie um etwas Festes, in diesem Wirbel Stillstehendes zu fassen. Dann stürzte sie hinaus.

Die Landstraße war durchweicht vom Regen. Tiefe Pfützen gelben Lehmwassers standen in den ausgefahrenen Geleisen, auf dem Fußsteig daneben. Der Sturm fegte darüber hin, schwarze Wolkenfetzen vor sich her treibend,

Digitized by Google

aus denen immer neue Wassermassen sich ergossen. Der Sturm schüttelte die jungen, frisch angepflanzten Apfelbäumchen zu beiden Seiten der Straße, er packte Mariannes Schirm, so daß sie ihn, die Reisetasche über den Arm schiebend, mit beiden Händen halten mußte. Ihre Füße glitten, sanken im zähen Lehm. Ihr Schleier hob sich wie ein Flügel über ihrem Kopf und schlug ihr mit flatternden Enden ins Gesicht, immer wieder den Ausblick verdeckend. Im Rücken spürte sie die Nässe. Weiter! Weiter! Sie fand keinen klaren Gedanken, sie rang nur um ein Ziel: die Station erreichen, den Berliner Zug. Der ging um elf Uhr. Verfehlte sie ihn, so war ein Tag versäumt. Wer überlebte solchen Tag!

Die Zähne zusammengebissen, kämpfte sie schwer, um rascher vorwärts zu kommen. Mußte sie eine oder zwei Meilen wandern? Sie wußte es nicht. Vielleicht war schon alles vergeblich? Als das Telegramm aufgegeben wurde, atmete er noch. Beate hätte sie sonst nicht geschont. Aber jetzt, nach so vielen Stunden? Und eine Ewigkeit, die sie noch von der Gewißheit trennte!

Ein Taumel faßte die junge Frau, eine körperliche Schwäche. Sie erinnerte sich, daß heute noch kein Bissen über ihre Lippen gekommen war. Sie hatte sich ja kaum Zeit gegönnt, ein paar Wäschestücke in die Reisetasche zu werfen. Der Sturm riß den Schirm aus den matter werdenden Händen und wehte ihn seitwärts in den Graben. Marianne griff haltsuchend nach dem nächsten dünnen Baumstamm und lehnte sich daran. Das Bäumchen bog sich unter der Last der Schwankenden.

An der Wegbiegung hinter ihr tauchten Pferde auf, eine geschlossene Landkutsche, die durch ein besonderes Schirmdach über dem nicht erhöhten Sitz des Rosselenkers auch diesem Schutz gewähren. Der Mann auf dem Bock

Digitized by Google

zwinkerte scharf durch den niederströmenden Regen, schnalzte mit der Zunge, um seinen Braunen verständlich zu machen, daß Eile geboten sei und schob schließlich die Glasscheibe hinter seinem breiten Rücken herab. Der bartlose Alte lugte in das Innere des Wagens zu dem blonden jungen Mann, der ein großes, in Leder gebundenes Notizbuch vor sich auf den Knien hielt und mit dem Bleistift Zahlen eintrug.

„Junger Herr, da werden wir woll 'n Frauenzimmer aufnehmen müssen, 'ne barmherz'ge Schwester. Die geht ja da schon beinah' kaputt, wie's scheint."

„Selbstverständlich! Halten!" gebot Hans von Götz. Er schob das Notizbuch in die Brusttasche und ließ das Fenster herab. Wo denn? Ah! Dort ein paar Schritte von ihnen, eine jugendschlanke Gestalt, zerzaustes blondes Haar, so ein armes Ding!

Er sprang heraus, bevor der Wagen hielt, ein paar große Schritte und er stand neben der halb Niedergesunkenen. Mitleid trieb ihn und ein bißchen knabenhafte Abenteuerlust. Da erzählten sie ihm in der Nachbarschaft seit ein paar Wochen, in Beeskow sei eine bildhübsche Schwester, warum er denn nie in die „Krone" käme, da sei sie mitunter zu sehen. Er hatte bis jetzt kein Glück gehabt, es war ihm auch gleichgültig. Wenn es etwa gar die sein sollte? Was tat sie übrigens hier draußen bei dem Hundewetter? Hatte der Beeskower keine Gäule im Stall?

Das alles durchblitzte ihn flüchtig, wurde abgelöst durch einen gewaltigen Schreck und Verblüffung.

„Frau Marianne! Um Gottes willen — Sie!?"

„Helfen Sie mir, lieber Herr Hans!" bat sie mit versagender Stimme, „ich muß zur Station, aber ich glaube, ich kann nicht mehr weiter."

Digitized by Google

Still geleitete er sie zum Wagen, hob sie hinein und rief seinem alten Wilhelm eine kurze Weisung zu. Sie war ganz willenlos. Er sprang ihr nach und schloß die Wagentür. Er fragte nichts; mit einem Ruck streifte er ihr den nassen Mantel von den Schultern.

„So! Auf den Tod müssen Sie sich ja erkälten in dem durchweichten Ding da!" Er nahm seinen Havelock, wickelte sie hinein und stopfte ihr die weiche, warme Kameelhaardecke um die Knie fest. Sie ließ alles halb betäubt geschehen; hörte kaum sein aufgeregtes Geplauder.

„Bin ich froh, daß ich nun doch den alten Rumpelkasten nehmen mußte. Ich hatte schon den Sandschneider bestellt heute früh, da gab mein alter Herr Gegenbefehl, des Wetters wegen, er tut's sonst nie, Frau Marianne, und so sitzen Sie wenigstens gut geschützt. Sind Sie jetzt warm, ja? Ich? Oh, ich bitte Sie, keine Sorge! Sehn Sie doch meinen Flausch an."

Zart hob er die matte, kalte Hand, die sie ihm dankend gereicht hatte, an seine Lippen.

„Liebe Frau Marianne, ein Wiedersehen hier, im pommerschen Lande, in Sturm und Regen auf der Landstraße, aber doch ein Wiedersehen."

Seine guten blauen Augen hafteten an ihrem Schwesternschleier, stumm und erschüttert fragend, mit ehrfurchtsvoller Scheu. Marianne bemerkte das nicht. Sie ließ ihm unbewußt ihre Hand und spähte angstvoll durch die regennasse Scheibe.

„Kommen wir noch zeitig genug an, Herr Hans? Können wir den Vormittagszug nach Berlin noch erreichen?"

Die Schwäche war verflogen, ihr Denken wieder klar, das schauerlich Drohende groß und greifbar vor ihr.

Digitized by Google

„Wenn ich meinen Mann nicht mehr am Leben fände! Es ist ja wohl keine Hoffnung!" Nun fiel ihr ein, daß sie ihm doch eine Erklärung schuldig sei. Sie suchte das Telegramm aus der Tasche hervor und reichte es ihm.

„Das bekam ich vor einer Stunde."

Hans von Götz las die paar auf dem eingeklebten Papierstreifen stehenden Worte. Sein Gesicht glühte dunkelrot. Jetzt erst recht bestürmten ihn tausend Fragen, aber sein Zartgefühl verbot ihm zu reden. Was da vorliegen mochte, war zu überwältigend für einen nie sehr schnell arbeitenden Verstand. Ulrich Stoltyns Gattin, die wohlgeborgene, von Liebe getragene Frau in Schwesterntracht unter fremden Leuten, verzweifelnd, von Todesangst gehetzt zu ihm zurückeilend, der wohl im Sterben lag, wer konnte das begreifen. Warum war sie von ihm gegangen? Er war doch der Mann ihrer Wahl! — Und wie kam sie hierher? —

Da er nach alldem nicht fragen konnte, fing er wieder blindlings zu reden an.

„Je nun, liebe Frau Marianne, das braucht noch gar nicht so schlimm zu stehen, denken Sie doch, was hat er für eine starke Natur. Eine Depesche läßt alles gleich schreckhaft erscheinen. Tante Beate, die hat mir nicht geschrieben, daß so etwas geplant war, hat mir auf einen langen Brief gar nicht geantwortet. Darum ahnte ich nichts von all diesen ..."

Er stockte. Sie sollte nicht fürchten, daß er sie ausfragen wollte. Marianne überkam ein wunderbares, wehmütiges Gefühl des Trostes. „Tante Beate!" Wie anheimelnd das klang! Ja, er gehörte doch zu ihnen, der liebe große Junge, er gehörte zum Hause Stoltyn. Und wie traumhaft das war, daß er ihr Helfer wurde, ja, ihr Erretter, als sie fast den Kampf aufgeben zu müssen meinte.

Digitized by Google

Sie begann leise zu weinen im Gefühl, erlöst zu sein, und gleichzeitig zunehmender körperlicher Schwäche, die ihr Schwindel verursachte. Hans von Götz sah tief besorgt in ihr blasses Gesicht.

„Daß Sie nur nicht krank werden, Frau Marianne! Haben Sie denn heute schon was Ordentliches gegessen? Wenigstens gefrühstückt? Sie sind doch so zeitig weg! Wie — Sie schütteln den Kopf? Aber das ist ja unglaublich töricht von Ihnen, sich das zuzumuten."

Er tastete an all seinen Taschen herum. Manchmal hatte er schon für längere Fahrten seine Feldflasche zu sich gesteckt mit einem guten Schluck Wein. Und ein paar tüchtige pommersche Schinkenbrote pflegte der alte Hausdrache in Daberkow ihm auch mitzugeben. Heute hatte man nicht daran gedacht. Dann fiel ihm ein, daß auf der Bahnstation ein kleiner Wirtschaftsbetrieb sei. Wenn sie nur noch zeitig genug hinkamen. Sie konnte ohnmächtig werden, wenn sie in dieser Verfassung die lange Reise antrat. Ihm graute davor, sie allein zu lassen. Er klopfte dem alten Wilhelm in den Rücken, ermahnte ihn zur Eile. Die Braunen durften nicht geschont werden.

Und Marianne hatte plötzlich einen neuen bedrückenden Gedanken. Sie richtete sich in ihrer Ecke empor.

„Wollten Sie denn zur Bahn, Herr Hans? Tun Sie es nicht nur meinetwegen?"

„Ach was, ob ich ein paar Stunden früher oder später zum Markt komme, ist einerlei. Ich kaufe heute doch nichts. Aber sagen Sie mir, liebe Frau Marianne, hat denn der Beeskower keine Pferde? 's ist unerhört, Sie so hinauszulassen. Ich meine ..." er verhaspelte sich; sein Knabengesicht wurde rot — „ich denke, Sie waren doch in Beeskow bis jetzt!"

Digitized by Google

„Ja, ich war in Beeskow," antwortete Marianne müde. Die vorangegangene Frage hatte sie überhört.

Weiter ging die Fahrt. Die schlanken Hellbraunen trabten tapfer durch den zähen Lehm. An die Wagenscheiben peitschte immer noch der Regen. Vorn auf dem Kutscherſitz blähte sich der Mantelkragen des alten Wilhelm wie große dunkle Flügel.

Hans von Götz sah mitunter heimlich auf seine Taschenuhr. Er zählte die Minuten in doppeltem Sinne. Ihr wünschte er, daß sie schnell vorwärts kam, für sich aber hätte er geizen mögen mit dem bißchen Zeit, da sie noch neben ihm saß, einmal in seiner Obhut, seinem zärtlichen Schutz. Die Depesche hatte er zusammengefaltet in der Hand behalten. Er plauderte mit starker Willensanstrengung harmlos über alles, was ihm einfiel, um ihr wenigstens über die ersten martervollen Stunden ihrer traurigen Fahrt wegzuhelfen. Er bedauerte, daß sie nicht einmal nach Daberkow gekommen sei, ihm keine Nachricht gegeben hätte. Wie wäre sein alter Herr erfreut gewesen, sie kennen zu lernen. Von seiner Wirtschaft erzählte er, von Nachbarn. Und darüber tauchte endlich der kleine Bahnhof auf in den verregneten Herbstwäldern. Hans von Götz half der jungen Frau sorgfältig aus dem dicken Mantel.

„Könnte ich Ihnen den wenigstens mitgeben! Aber im Zug ist ja geheizt — das nasse Ding da also gleich wieder ausziehen!" ordnete er energisch an, als gäbe es gar nichts Wichtigeres zu bedenken. Marianne war blaß, ihre Zähne schlugen wie im Fieber aufeinander. Die ganze Wucht ihres Geschickes schien wieder auf sie einzudringen, sie niederzudrücken.

Es blieb noch Zeit bis zum Einlaufen des Zuges. Sie trank Kaffee, den Hans ihr aufnötigte, ohne zu ahnen,

Digitized by Google

daß er in der kleinen, nur auf Schnäpse und Käsebrote eingerichteten Wirtschaft eine wahre Revolte verursacht hatte, ehe es ihm gelang, die Erfrischung für sie zu erhalten. Er stopfte ihr dann noch Brötchen in die Manteltaschen, brachte ihr die Fahrkarte und einen Zettel, auf dem er die Stationen ihrer Reise mit Ankunfts- und Abfahrtszeiten aufgeschrieben hatte. Er gab ihr viele Ermahnungen und Ermutigungen mit auf den Weg, selber heimlich bebend vor Aufregung. Als er vor ihrem Abteil stand, in dem er ihr einen Eckplatz gesichert hatte, als sie seine treuherzigen blauen Augen auf sich gerichtet sah, da überfiel sie tiefe Rührung, und sie streckte ihm impulsiv die Hand hinaus, umfing seine junge, frische, hünenhafte Erscheinung mit einem Blick voll warmer Schwesternliebe.

„Tausend — tausend Dank, lieber, guter Patenbruder! Nie vergess' ich Ihnen das! Denken Sie an mich! Ach, denken Sie an uns beide!"

„Mut, Mut, Frau Marianne!"

Die Wagenreihe rückte an, kam ins Rollen. Hans von Götz stapfte noch mit großen Schritten neben dem davongleitenden Zuge einher. Sie winkte, versuchte ein wenig zu lächeln. Immer ferner, immer undeutlicher ward das schöne, blasse Gesicht, immer aufdringlicher die Feuchtigkeit in seinen Augen. Die Waldecke war erreicht, der Zug verschwunden.

Hans von Götz fuhr in schweren Sorgen mit einem gewaltigen Umweg zur Kreisstadt. Wenn er nur heute nicht in die Gesellschaft der Nachbarn hineingeraten mußte. Der dicke Baron Blacha auf Luckenfelde erzählte jedesmal mit dröhnender Stimme, er werde der famosen Beeskower „Barmherzigen" einen Heiratsantrag machen, sobald er sie wiedersähe. Entsetzlich, solches Geschwätz anhören zu müssen.

Digitized by Google

Verloren starrte er hinaus; es war ein wenig heller geworden; der Regen hatte nachgelassen. Hans öffnete das Wagenfenster. Er meinte ersticken zu müssen in dem Kasten. Er entdeckte, daß er ihr die Depesche nicht zurückgegeben hatte. Gut! Da hatte sie die schlimme Botschaft nicht mehr vor Augen, und ihm blieb ein Andenken, wenn auch ein trauriges, an diesen Tag, an Marianne Stoltyn.

So fuhr sie nun in das schreckliche Ungewisse hinaus. Allein, in ihrer Herzensangst allein, ohne Beistand, den Tag, die Nacht hindurch. Und welcher Entscheidung entgegen! Wie würde sie es tragen, wenn ihr der Mann starb? —

Hans von Götz hatte eben den alten Wilhelm verwünschen wollen, weil der, um die Braunen ausschnaufen zu lassen, wie ein Nachtwächter fuhr, eine Marter für einen erregten Menschen. Aber statt dessen faltete er die Hände. Er betete für Ulrich Stoltyn, betete in der Art, wie seine längst verstorbene Mutter es ihn als kleinen Jungen gelehrt hatte — ganz schlicht und gläubig, daß Ulrich Stoltyn am Leben bleiben, seiner Frau erhalten bleiben möge. Sie liebte ihn so sehr. Ihre Seele war ja wie durchpflügt von dieser großen, im Feuer höchster Angst geläuterten Liebe.

Das knabenhafte Gebet gab ihm Ruhe.

„Wenn sie nur wieder bei ihm ist," dachte er tapfer und selbstlos. „Wenn sie nur aus all den unerklärlichen Wirrnissen, die sie von ihm getrennt haben, wieder den Weg zu ihm zurückgefunden hat! Er kann ja gar nicht sterben, er muß auf sie warten, auf die herrliche Frau. Ich begreife ja nichts, ich bin wie verdummt — aber wenn sie nur wieder bei ihm ist!"

Beate Stoltyn schritt die Stufen hinan, die zum Portal von Professor Knauft's chirurgischer Klinik führten.

Digitized by Google

Es war früh am Morgen, eben hatte man die breiten Türen der Eingangshalle geöffnet. Das alte Fräulein war die erste Besucherin, wie sie gestern in später Abendstunde als Letzte das Haus verließ.

Auch diese Nacht hatte sie wieder wachend verbracht, immer gelauscht, mit Bangen gewartet, ob nicht das Klingelzeichen ertöne, das sie an Ulrich Stoltyns Sterbelager rief. Die Operation vorgestern, die stundenlang währte, war ja allerdings nach dem Ausspruch der Ärzte günstig verlaufen, aber der Patient war noch nicht wieder zum Bewußtsein erwacht. Der Puls war kaum fühlbar, der Herzschlag nur ein leises, oft unterbrochenes Zucken.

Als Beate mit großen, fragenden Augen den Professor ansah, an dem sie nichts mehr von der sonstigen gewollten Sorglosigkeit wahrnahm, da hatte der berühmte Operateur ernst und schweigend genickt.

Das alte Fräulein ging heim, nahm die Karte aus ihrem Schreibtisch, auf der ihr vor Wochen durch die Leitung des Margaretenhauses Mariannes neue Adresse mitgeteilt worden war, ohne daß man die Veranlassung zu diesem Schritt angegeben, und telegraphierte an ihre Schwägerin. Gestern früh konnte sie die Depesche erhalten haben. Wenn sie heute kam, traf sie ihn vielleicht noch atmend.

Aber nun war die furchtbare Nacht wieder einmal überstanden, die schwerste, weil Schwester Frieda, die als Ulrichs ständige Pflegerin in der Klinik geblieben war, sich so dringend nach der Telephonverbindung mit dem Hause Stoltyn erkundigt hatte. Im Schein des neuen Tages, wenn es auch ein wüster, unfreundlicher Herbsttag werden wollte, fühlte Beate die Festigkeit ihrer Natur wieder zurückkehren. Sie ging zur Pforte und fragte, ob

Digitized by Google

keine Nachricht für ſie vorläge. Sie nannte den Namen ihres Bruders nicht.

Doch die Schweſter Pförtnerin kannte den Fall. Sie beugte ihr feines, bleiches Geſicht über eine Liſte, die vor ihr lag. „Während der Nacht gab es keinen Todesfall im Hauſe," erwiderte ſie beruhigend.

Da erſt ſpürte Beate ihre Knie wanken. Sie ſtraffte ſich gewaltſam, als ſie durch den Korridor ſchritt, an der Wanduhr vorüber, die ihr nun im ſchweren Gange ihrer Stunden vertraut war, die Treppe hinan. Lebend würde ſie ihn auch heute noch ſehen. Das letzte, allerletzte Hoffnungsfünkchen war noch nicht ausgelöſcht.

Oben an der Tür des Eckzimmers war das Täfelchen mit der Aufſchrift „Beſuche verboten". Da öffnete ſich dieſe Tür leiſe. Schweſter Frieda kam heraus, unverändert in ihrer rundlichen, blühenden Stattlichkeit, mit ihren hellen, zuverſichtlich blickenden Augen. In denen lag jetzt ein beſonderer Schein.

„Gehen Sie nicht zu ihm, Fräulein Stoltyn, warten Sie auf alle Fälle. Er ſchläft."

„Er — ſchläft?" — Beate packte den Arm der Schweſter. Ein heftiges Weinen fühlte ſie in ſich aufſteigen.

„Ja. Gegen Morgen ging die Bewußtloſigkeit in natürlichen Schlaf über. Er atmet tief. Der Puls hat ſich gehoben."

Die Schweſter ging vorüber. Beate ſah ihr nach, ihr ſchien, als ginge ein Leuchten aus von der freundlichen Matronengeſtalt. Dann ſetzte ſie ſich im Korridor in die Fenſterniſche und faltete ſtill die Hände. Drüben auf der Höhe hinter dem Walde war es heller geworden. Nur ein klein wenig. Aber die Welt ſchien doch auf einmal ſo licht, ſo groß, wie ſie nur Kindern erſcheint und erlöſten, beſchenkten Menſchen. Ihr Bruder! Ihr einziger, präch-

Digitized by Google

tiger Bruder! Wenn es möglich wäre! Nein, nein, noch nicht hoffen! Und doch: ‚er atmet tief'. Oh, es soll einmal jemand die Hoffnung verbieten, sich selber, dem eigenen Herzen. Das ist eine große, herrliche Unmöglichkeit.

Beate wußte nicht, wie lange sie wartete. Mitunter stand sie auf, lauschte in vorgebeugter Haltung an der Tür. Tiefe Stille drinnen. Nichts mehr von dem müden Stöhnen, das gestern, vorgestern von den Lippen des Besinnungslosen gekommen war. Schwester Frieda ging wieder lautlos an ihr vorüber, nickte ihr zu, verschwand hinter jener Tür. Im Hause das gewohnte gedämpfte Leben. Leise, geschäftige Schritte, ein Klingelton hie und da.

Und dann hörte Beate plötzlich einen verhaltenen zitternden Seufzer. Sie wandte sich. Es war jemand an ihr vorübergehuscht, hatte sie beinahe gestreift, ohne daß sie es merkte. Aber nun lehnte da eine Frauengestalt in der Tracht der Schwestern vom Roten Kreuz, lauschte atemlos, ein bleiches Gesicht unter wirrem Haar preßte sich gegen den Türspalt.

Beate wollte rufen, wehren. Sie brachte keinen Laut über die Lippen. Schon hatte die Schwester die Klinke niedergedrückt. Sie war verschwunden.

Beate wartete. Die Zeit schien stillzustehen. Da ging sie endlich hinein. Und nun vernahm sie das Ersehnte: die regelmäßigen Atemzüge des ruhig, wie im Behagen nach einem schweren Kampfe Schlummernden. Am Fenster saß Marianne und hörte mit gefalteten Händen den Bericht, den Schwester Frieda ihr im Flüsterton gab.

„Ich müßte sagen: er ist ein Held. Aber ich sage, er ist ein Starrkopf. Hat er doch immerfort die Operation beschleunigen wollen. Schön war die Zeit vorher ja nicht. Wie die Wärter mit dem Wagen hereinkamen, schaute er

Digitized by Google

mich groß an, und fing an zu schelten. Ob man ihn für einen Waschlappen halte? Er wäre ein Mann. Als ob man ein Unrecht täte, war's mir, als dem die Maske vor das Gesicht gelegt wurde."

„Und nun, Schwester Frieda?"

„Nun vertrauen wir auf Gott, Frau Stoltyn. Und ihn lassen wir schlafen. Ich glaube, Sie brauchen jetzt auch Ruhe."

Marianne lächelte matt. Sie hatte die rundliche Hand der Schwester ergriffen und hielt sie fest. So wandte sie sich Beate zu.

„Hilf mir, bitte, daß ich hier bleiben kann. Schwester Frieda ist einverstanden. Und der Professor muß es einsehen. Bitte, hilf mir, Beate!"

Kein Wiedersehensgruß, nichts, was an eine lange, ereignisreiche Zwischenzeit erinnerte. Auch Beate sah scheinbar nüchtern über die junge Frau hinweg, über das blasse, von schwerer Anstrengung verzogene Gesicht, die heißen, müden Augen.

„Ich gehe gleich zu ihm in seine Sprechstunde. Dann wollen wir weiter sehen. Marianne, da sind Ulrichs Decken. Und da sind zwei Kissen auf dem Sofa. So — kommen Sie, Schwester Frieda."

Miteinander verließen sie das Zimmer.

Marianne ging leise an das Bett. Nun endlich durfte sie mit ihm allein sein. Sie sank auf die Knie. Leise legte sie ihren Kopf auf sein Pfühl. In ihren Schläfen summte und hämmerte es. Das war das Summen und Hämmern der Räder des Eisenbahnzuges, der durch Tag und Nacht gefahren war. Und alle Sinne waren so hell und wach, trotz der schweren Müdigkeit. Das Herz stürmend, schmerzend. Aber er atmete, er schlief. Schlief sich ins Leben zurück. Sein farbloses Gesicht war so köstlich ruhig.

Digitized by Google

Hatte sie gezuckt? Sie sah erschreckend auf, als er sich bewegte. Sie begegnete seinen Augen. Die hafteten auf ihrem Gesicht, verloren zuerst; und noch mit einem ungläubigen Ausdruck, grüblerischem Staunen. Ein Lächeln huschte über Ulrichs Züge. Er wandte den Kopf wieder zur Seite. „Laß es dich nicht anfechten!" So etwas war wohl in der Bewegung gelegen, eine bewußte Abwehr irgend einer Möglichkeit.

Im Lauf des Tages erhielt Marianne Nachricht, daß der Professor einverstanden sei, sie an Schwester Friedas Stelle zu sehen. Die fühlte sich ohnehin durch andere Pflichten bedrängt.

Als Marianne sich in dem hellen, kahlen Schwesternzimmerchen ein wenig eingerichtet hatte und wieder hinaufeilte, war Beate eben gegangen. Der frühe Herbstabend brach herein. Schwach dämmerte das Licht unter der grünen Glocke. Marianne glitt wie ein Schatten an das Fenster, wo sie nicht gesehen wurde. Da hörte sie zum erstenmal wieder Ulrichs Stimme. Sie preßte die gefalteten Hände gegen die Lippen, sie lauschte, als müsse sie den Ton dieser Stimme in sich hineintrinken, einen Lebenstrank!

Er sprach halblaut zu Schwester Frieda, die an seinem Bett stand.

„Soll es wirklich überstanden sein, und gar keine Schmerzen mehr. Aber ich glaube doch, es steht schlecht mit mir, Schwester."

„Sie haben sich wundervoll tapfer gehalten, Herr Stoltyn. Wir sind mit Gottes Hilfe über den Berg. Warum wollen Sie jetzt mutlos werden?"

„Weil ich Visionen habe, Phantasien. Ich sehe Sie, ich sehe das Bett hier. Das ist alles da. Ich bin müde, aber mein Kopf ist klar. Irgendwann aber habe ich meine

Digitized by Google

Frau gesehen; sie war hier, da auf dem Teppich hat sie gekniet. Das war nicht wirklich, Schwester!"

„Und wenn's doch wäre, Herr Stoltyn? Stellen Sie sich das vor. Wie wär' Ihnen da wohl zumute?"

Er schien nachzudenken.

„Ja, da reißen die Gedanken wieder ab," sagte er müde.

Plötzlich stand die Schwester im dunklen Hintergrunde des Zimmers neben Marianne.

„Noch nicht heute abend!" sagte sie leise, warnend.

Allmählich verklang im Hause jedes Geräusch. Schwester Frieda hatte stillen, freundlichen Abschied genommen. Ulrich rührte sich nicht. Er schlief. Beharrlich, als sei er imstande gewesen, sich durch starken Willen auch dieses tiefe Ausruhen zu erzwingen. Da glitt Marianne in den Sessel neben seinem Bett; ein sonderbarer Zustand halber Bewußtlosigkeit kam bald über sie, in dem Eindrücke und Erlebnisse verschwammen, wirr durcheinander geworfen. Hans von Götz blond und blühend; eine Landstraße im Sausen von Sturm und Regen. Eine zugige, düstere Bahnhofhalle, in der viele Menschen sich drängten. Das alles, traumhaft unwirklich geworden, durch schwere Müdigkeit.

Wie von geheimnisvollen Schleiern verhängt schien die Nacht. Marianne strich ab und zu mit dem seidenen Tuch über die feuchte Stirn des Schlummernden. Er verlangte mit geschlossenen Lidern zu trinken. Er sprach dabei immer zu Schwester Frieda. „Wie gut, daß deine geliebten Augen geschlossen sind!" dachte die junge Frau wehmütig-innig.

Als das Morgenlicht ins Zimmer fiel, sank ihr blonder Kopf schwer seitwärts gegen das Kissen der Sessellehne. Sie wußte nicht, hatte sie nur Minuten geschlafen oder

Digitized by Google

Stunden. Aber sie fuhr mit jähem Zucken des ganzen Körpers empor, schaute verwirrt im Zimmer umher, blickte nach dem Mann, der still da lag und sie klar und bewußt anschaute.

„Jetzt ist's keine Vision mehr," sagte Ulrich Stoltyn leise, „du bist bei mir, Marianne."

Sie neigte sich erglühend über ihn. „Ich war gestern schon bei dir, Ulrich, du hast mich nicht im Traum gesehen. Ist's dir denn ein wenig, ein ganz klein wenig ..." Sie besann sich vor dem nächsten Wort. „Ist es dir erwünscht, daß ich gekommen bin?"

„Ich danke dir von Herzen, Kind!"

Er griff nach ihrer Hand. Ein kurzer, leiser Druck; schon lösten sie sich wieder.

Eine Schwester der Anstalt kam herein. Der streng geregelte Tageslauf begann. Ulrich Stoltyn gab keine Gelegenheit, sich aufregende Erörterungen untersagen zu lassen. Marianne hatte das bestimmte Gefühl, daß er wortlos, ausruhend ihre Gegenwart hinnähme, aber daß auch der Verzicht schon in ihm sei. Er klammerte sich nicht daran. Das ließ auch sie ruhiger, nüchterner denken. Und doch gab es ihr einen Stich ins Herz, wenn sie sich ihre leidenschaftliche Angst zurückrief, die furchtbare Spannung dieser letzten zwei Tage. Würde er ihr die noch glauben? — Stand sie überhaupt noch im Leben ihres Mannes? — Was war aus seiner Freundschaft für sie geworden nach dem trennenden Schritt? —

Niemand beantwortete ihre Fragen in der wunderlich stillen Zeit, die nun folgte. Dies Eckzimmer, von dem man aus drei Fenstern Berge und Wälder sah, war die Welt geworden. Draußen vor der Tür hielt das warnende Täfelein jeden Störenfried fern. Nur Botschaften und Grüße kamen herein. Der Tisch vor dem Sofa war immer

Digitized by Google

mit Blumen bedeckt. Und wenn sich der Blick des Ruhenden dorthin wandte, wenn er aufstrahlend die freudigen Farben des Lebens betrachtete, dann zog eine Angst, die sie beschämend empfand, in Mariannes Seele. Sie bangte um die Einsamkeit, die sie jetzt genoß.

„Willst du mit Besuchen sprechen, die nach dir fragen, Ulrich?" erkundigte sie sich einmal zaghaft. „Soll ich den Professor bitten, daß er Besuche erlaubt?"

Er aber las in ihren Augen die Bitte, sage doch: nein. Er verstand und schonte sie.

„Oh, das hat noch lange Zeit! Es ist mir am liebsten, wenn niemand mich stört in meiner anstrengenden Beschäftigung, wieder vernünftig denken zu lernen," erwiderte er freundlich scherzend.

Sie hätte zufrieden sein können, wäre ihr nicht in seinen Worten ein sanftes, aber bestimmtes Zurückweisen auch ihrer Person fühlbar geworden, ein Geständnis, daß er auch das Geschenk ihrer Gegenwart, ihrer Fürsorge gleichsam nur lose in der Hand hielt, immer gerüstet, es wieder herzugeben. Das war so ganz seine klare Vernunft, seine Leidenschaftslosigkeit. Die kannte sie doch von langer Zeit her und mußte sie jetzt immer von neuem wie eine Strafe empfinden.

Nun kam der Jahrestag ihrer Hochzeit. Er brachte Flockengewirbel und lustiges winterliches Leben in den Straßen der Stadt. Im Zimmer war unveränderter stiller Friede um einen Genesenden. Ulrich durfte schon früh im Sessel sitzen, Briefe und Glückwunschkarten lesen, die mit der Morgenpost reichlich gekommen waren. Niemand fehlte unter den Gratulanten; man schien allenthalben gerührt und zuversichtlich: der Himmel hatte sich herrlich geklärt über dem Hause Stoltyn.

Balthasar Frohwein, der Getreue, sandte im Jubel seines

Digitized by Google

guten Herzens einen Hymnus von fünfundzwanzig Versen. Von Hans von Götz, dem Marianne flüchtig die glückliche Wendung mitgeteilt hatte, war ein Telegramm eingelaufen, das einen ausführlichen Brief für später verhieß. Über alle diese Kundgebungen, die dem bedeutsamen Tage galten, sprachen die beiden nicht miteinander. Ulrich hatte kein erinnerndes Wort an seine Frau gerichtet, keine besondere Aufmerksamkeit für sie gezeigt, er, der sonst förmlich heißhungrig viel geringere Gelegenheiten benützt hatte, um ihr Freuden zu bereiten.

Als er nun, ein wenig ermüdet, seine Hand auf dem Briefstapel ruhen ließ und sich zurücklehnte, sah sie in seinen groß aufgeschlagenen Augen doch etwas wie eine stille Gedenkfeier, ein Sinnen, das der Vergangenheit ebensowohl gelten konnte wie der Zukunft, die nun nicht mehr verschlossen lag. Das Herz tat ihr weh. Sie hätte gern Jahre ihres Lebens dafür hingeben mögen, wenn er sie jetzt einmal, alles vergessend, geküßt hätte. Ein törichter Wunsch, so töricht wie die Vorstellungen von einem Leben an seiner Seite. Von Sorgen um ihn, der im Drang seines Schaffens und Wirkens, seines begeisterungsvollen Nachholens ein frohes, friedliches Heim brauchen würde.

Marianne erschrak vor solchen Phantasien, wehrte sie ab. Ulrich Stoltyn war nicht der Mann, der weichlich und unentschlossen an dem einmal anerkannten Geschick herumtastete. Was sie ihm damals abgerungen hatte, das bestand, das war nun fest eingegliedert in seinen neuen Lebensplan. Und nichts hätte ihr die Trennung von ihm fühlbarer machen können als das gegenwärtige enge Beieinander. Ja, in dem Maße, wie seine körperlichen Kräfte zunahmen, seine geistige Spannkraft wiederkehrte, glaubte Marianne ihn ferner und ferner gerückt

Digitized by Google

zu sehen. Er war klar mit sich selbst; er wollte keine unbestimmten Illusionen, keine unsicheren Hoffnungen. Er verlangte für sich Ruhe und die einsame Stille eines freien Gemütes.

Der heutige Tag aber war wie ein Merkstein. Entscheidungen drängten heran. Der Professor hatte bei seinem Vormittagsbesuch zum erstenmal die Zusicherung voller Gesundheit gegeben. Mit einem lächelnden Blick auf die junge Frau hatte er beigefügt, es würden in Zukunft oft scharfe Bremsen angezogen werden müssen, damit man nicht übereifrig werde, nicht gar zuviel wolle und unternähme im Ausschöpfen aller Möglichkeiten. Sie aber fühlte sich kläglich beschämt, wie ein Mensch, auf den große Hoffnungen gesetzt werden und der doch weiß, daß er keine von ihnen erfüllen wird.

Nun folgte wieder das peinvolle Alleinsein. Auch im Schweigen bot sich keine Geborgenheit mehr, denn die Stille schien mit Spannungen geladen. Sie wußten beide, daß die abwartende äußere Ruhe, ohne Klärung, zwischen ihnen als ehrlichen Menschen nicht länger aufrecht zu halten sei. Und doch war es der jungen Frau zumute, als dürfe sie sich einer Galgenfrist freuen, wie das liebe, fromme Kindergesicht der kleinen Anstaltschwester zu ihnen hereinlugte.

„Ach, bitte, draußen ist jemand, ein Fräulein, das will ihre Blumen durchaus selbst abgeben. Sie sagt . . ."

Aber da bettelte auch schon eine andere Stimme demütig über die Schulter der Schwester hinweg: „Oh, nur ein einziges Augenblickchen, um des Herrn willen!"

„Kommen Sie herein, Fräulein Binder!" rief Ulrich Stoltyn.

Da saß sie nun hilflos aufgeregt auf einer Stuhlecke, die Gute, hielt einen Strauß von Strohblumen und

Digitized by Google

Immergrün krampfhaft fest in der Hand, weinte und schwatzte und beglückwünschte in einem Atem. Alles lebte wieder auf. Fräulein Julie vergaß nichts, weder die herrliche Traurede des Herrn Superintendenten noch die großartige Mayonnaisensoße, die der Koch auf die Hochzeitstafel geliefert hatte. Die Lichter flammten wieder am Altar. Haus Stoltyn war ein Paradies von Blumen.

Und damit nicht genug. Fräulein Julie weihte auch der Zukunft Freudentränen. Welch einen Gott wohlgefälligen Einzug werde das geben. Wie würde alles im Hause neu aufleben! Frau Marianne müsse freilich vorher vieles ordnen, bestimmen. Sie käme nun doch wohl endlich, da die Pflege des teuren, ihr von Gott neugeschenkten Gemahls sie nicht mehr so fest binde. Alles daheim erwarte sie, die Leute seien ungeduldig, Karl und Anna wollten ihren Prachtjungen zeigen.

Fräulein Binder erinnerte sich, daß sie schon viel zu lange geblieben sei, eilte unvermittelt davon.

Marianne und Stoltyn sahen einander nicht an. Zwischen ihnen auf dem Tisch lag der Strauß von Strohblumen und Immergrün; gleich einer Mahnung lag er da. Ulrich Stoltyn erhob sich, warf die Decke zurück, ging am Stock langsam durch das Zimmer, kehrte plötzlich um und blieb aufrecht, ohne Stütze, vor Marianne stehen.

„Ein Wort, Kind, ohne alle Vorreden. Unsere Leute wundern sich, dich nicht zu sehen. Ich wundre mich nicht. Ich habe dein stilles, entschiedenes Fernbleiben von meinem Hause längst beobachtet und richtig aufgefaßt, wie ich glaube. Aber nun wollen wir ein Ende machen, wir quälen uns gegenseitig. — Was hast du mir zu sagen, Marianne?"

„Nichts, was du nicht wüßtest, Ulrich," erwiderte sie

Digitized by Google

mit weißen Lippen. „Wir haben ja alles besprochen damals, als ich ging.“

Ulrich Stoltyn ließ sich in der Sofaecke nieder. Er stützte den Arm auf die Lehne und die Stirn in die Hand, so daß sein Gesicht beschattet blieb.

„Ich weiß noch alles. Aber die Verhältnisse haben sich inzwischen verschoben. Du gingst von mir, und ich verstand dich. Blühendes Leben und Siechtum aneinandergekettet, das mußte Wunden geben. Du hast mich verlassen — nein, es ist kein Vorwurf, Marianne! Nun hat dein Pflichtgefühl dich zurückgetrieben, als es mit mir zum Sterben kommen konnte. Ich bleibe dir zeitlebens dankbar. Ich weiß nur immer noch nicht, an wen ich meinen Dank zu richten habe, an die Pflegerin, die sich mir in Aufopferung widmet für eine Zeit, solange der ärztliche Machtspruch gilt, oder an meine Frau, die das Leben des Gesunden zu teilen gedenkt. Darüber erwarte ich deine Aufklärung.“

Nüchtern klang das und wunschlos. Keine Spannung zeigte sich in dem ernsten Männergesicht, von dem die beschattende Hand herabgesunken war; nur Ruhe der Resignation vor der Beantwortung einer schweren Frage. Was sein Weib nun auch sprach, einen Stich ins Herz mußte es allemal geben. Wenn sie wieder gehen wollte, so stand er einsam in einem Leben strenger Arbeit. Wenn sie bei ihm blieb, würde er in ihr immer die Frau sehen, die den Kranken verließ, dem Gesunden sich schenkte. Seine Liebe würde hart zu kämpfen haben.

Das dachte er alles nur, gesammelt, im freudlos-verständigen Erfassen seiner Lage. Aber seine Gedanken schienen wie Funken in Mariannes Seele überzuspringen. Sie fühlte mit jähem Schmerz: nie mehr könne sie dem Manne dort seine Überzeugung entreißen; nie

Digitized by Google

mehr würde er ihr ganz vertrauen. Scham packte sie, so glühend, daß sie am liebsten wieder blindlings in die Welt gelaufen wäre, nur fort von ihm, der jetzt in Fassung darauf wartete, daß sie sagte: „Ich komme mit dir!“ und für sich in bitterer Genugtuung hinzusetzte: „Freilich, ich bin ja nicht mehr der Sieche, Hilflose.“

So niedrig durfte er nicht von ihr denken. Sie griff zitternd nach der Lehne des nächsten Stuhles und schob ihn, sich darauf stützend, zwischen Ulrich Stoltyn und sich.

„Ich wollte wieder gehen, Ulrich, sobald du mich entbehren kannst,“ sagte sie eilig, atemlos. „Längst wollte ich dich bitten: laß doch für diese Zeit alle bittern Erinnerungen erloschen sein, unser beiderseitiges Irren, das dir so viele traurige Stunden brachte. Sieh mich nur so, wie ich früher war, als ich zu dir kam: eine Helferin, an die nichts dich bindet. So wird es erträglich, ja, allein möglich für uns. Wir werden dann auch ohne Groll an einander denken können, wenn keiner den andern hält. Und nun brauchen wir nie mehr darüber zu reden, nicht wahr, Ulrich?“

Sie hatte so eifrig geredet, als müsse sie wieder um ihre Freiheit bitten wie damals und täte es in Seelenangst vor einem hemmenden, hindernden Wort von ihm. Ein wenig freier wurde ihr dabei. Nun konnte er sie nicht mehr verächtlicher Gesinnung zeihen, wenigstens nicht das Schlimmste, Schmachvollste von ihr denken.

Er saß vorgebeugt und zeichnete mit der Spitze des Stockes das Teppichmuster nach. So sprach er auch zu ihr, ohne sie anzusehen.

„Also wie ich mir dachte. Du hast Grundsätze, Marianne. Hast auch wohl bestimmte Pläne für dein ferneres Leben, die meinem Wissen verschlossen bleiben. Ich wünsche dir

Digitized by Google

Glück zu allem. Du hast mir ja jetzt ein großes Opfer gebracht."

Er richtete sich auf. Laß mich jetzt ein Weilchen allein, bitte. Du warst auch heute noch gar nicht in der Luft, und der Tag ist schön geworden. Geh! Du sollst hier nicht so eingesperrt sein."

Er nickte ihr freundlich zu, verabschiedend. Sein Gesicht blieb ruhig und ernst. Sie mußte fühlen, daß ihre Gegenwart ihm im Augenblick unerträglich war und doch hätte sie ihn gern nur eine Minute noch beobachtet, ganz weiblich, ob nicht doch eine Enttäuschung, ein Unwille an ihm bemerkbar wäre, nun er gewiß war, ob sie ihn wirklich erleichterte, wenn sie nochmals seine Zukunft freigab. Hart war's, was er damals ausgesprochen: „Auch ich habe meinen Irrtum bitter bereut!" Das bestätigte er jetzt. Seine Worte vorhin waren so dringlich, gewiß, er wollte keine Klarheit, als die, die sie ihm nun in verzweifelter Tapferkeit gegeben hatte.

Im Hinausgehen suchte sie noch einmal unbewußt flehend seine Augen. Aber er hatte, halb von ihr abgewandt, nach einem Buch gegriffen. Anscheinend aufmerksam blickte er auf das Titelblatt.

Im Treppenflur unten begegnete Marianne ihrer Schwägerin. Die brachte keine Blumen, fragte nur in ihrer gewohnten, derb zufassenden Art: „Na, wie geht's dem Alten?"

„Recht gut!" erwiderte Marianne gepreßt. Sie fühlte den wissenden Blick des alten Fräuleins.

„Und du gehst ein bißchen in die frische Luft? Tu's nur! Scheint dir nötig zu sein!"

„Ich gehe nur, weil er es wollte."

„Ein hochzeitlich Gesicht ist das wahrlich nicht," dachte Beate, während sie die Treppen hinaufstieg.

Digitized by Google

Sie fand Ulrich ruhig in seinem Sessel sitzend. Mit aufgestütztem Kopf schien er in das Buch vertieft. Beate nahm eine Postkarte aus der braunen Ledertasche, die sie immer bei sich trug, und reichte sie ihm.

„Da, das kam versehentlich zu mir. Von dem zweiten Gatten deiner famosen Frau Elli Gerbrandt. Er scheint mäßig beglückt über seine dritte, nunmehr eigene Tochter. Sie muß ihm wohl grauslich zusetzen. Weiber ihrer Art, wie du sie mir in schonend humoristischer Färbung geschildert hast, benützen gewöhnlich ihre Wochenbetten, um doppelt anmaßend zu sein. Er möchte nun wohl gern die Jungen los sein, aber er weiß, daß du in der Klinik bist. Soll ich sie einstweilen zu mir nehmen, Ulrich?"

„Wenn du das tun wolltest, liebe Alte!"

Er blickte lebhaft dankbar zu ihr auf. Er würdigte den großen Entschluß, mit dem sie heute gekommen war. Den streng gehüteten Frieden ihres stillen, ernsten Altjungfernheims wollte sie ihm zuliebe opfern. Er drückte ihr herzlich die Hand.

„Hoffentlich geht's mit mir auch weiter bergauf. Nachher muß ich mir doch ein Heim schaffen und dazu gehören Kinder. Es ist soviel Platz in meinem großen Hause. Die beiden Kerlchen lieb' ich, als wären's meine eignen."

Beate setzte sich auf Mariannes Platz am Fenster und strich ihre schweren grauen Kleiderfalten glatt. Sie sah ärgerlich aus, wie immer, wenn sie eine starke Rührung verbergen wollte.

„Sei deswegen ganz ruhig," sagte sie trocken. „Man erlebt soviel Wunderliches, daß ich's eigentlich ganz in der Ordnung finde, wenn wir, meine alte Unke und ich, auf unsere späten Tage noch Kindermuhmen werden. Nun aber zu dir. Ich hab' den Knauft gestern mal ener-

Digitized by Google

gisch gestellt. Hat er dir nicht von einem längeren Aufenthalt in einem Sanatorium gesprochen?"

„Leider von einem langen. Er hat mir erklärt, daß ich nicht mit Wochen, sondern Monaten rechnen muß. Der Winter wird also noch dranzugeben sein. Beate, ich hielt's nicht aus, wenn ich mir nicht sagte, daß das alles später meinem Schaffen zugute kommt. Dafür, nur dafür leb' ich noch."

Sie nickte, halb von ihm abgewandt.

„Und Marianne?" fragte sie brüsk, „würde sie mit dir gehen?"

„Ich weiß es nicht, vermute aber, daß sie sich ganz den Wünschen fügt, die der Professor äußern wird."

Da stand Beate auf, kam zu ihm hinüber an seinen Sessel in der Ecke des andern Fensters und beugte sich über ihn, ihre beiden Hände auf seine Arme stützend.

„Alter! Ehrlich heraus mit der Sprache! Du hast heute einen schweren Tag. Sie auch! Wie ich aufwachte heute früh, war mein erster Gedanke: Da werden sie nun beieinander sitzen, eingesperrt, werden sich über die Stunden der Erinnerung hinwegschweigen — oder hast du offen mit ihr gesprochen?"

„Ja, ich hab's getan. Zur Feier des denkwürdigen Tages!" erwiderte Ulrich, seine tiefe Bitterkeit nicht verbergend. „Ich habe sie gefragt, wie sie sich die Zukunft denkt, und war auf ihre Antwort gefaßt. Sie geht wieder, sobald ich gesund bin."

Beate richtete sich schnell auf; sie atmete wie befreit. Ihre Züge waren ganz licht.

„Gottlob! Also doch!" sagte sie mit tiefem, warmem Ton.

(Fortsetzung folgt)

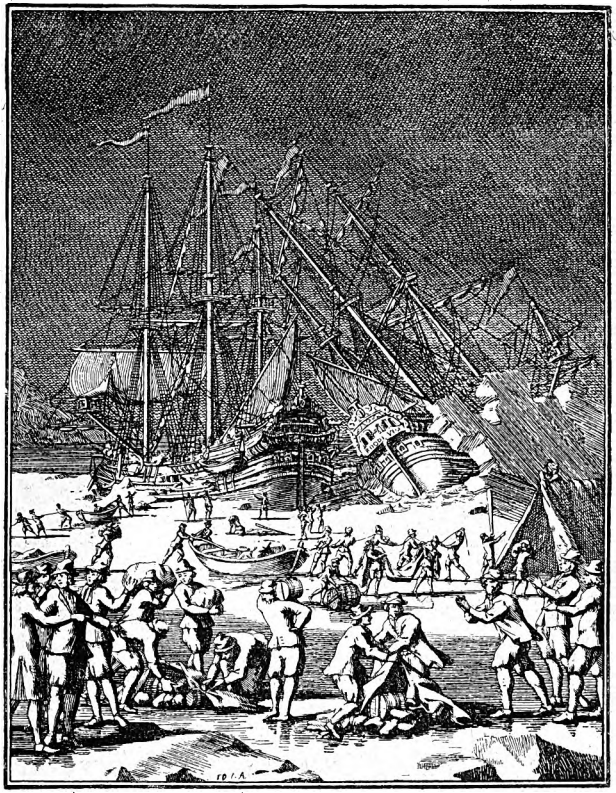
Digitized by Google

Ein absonderliches Baumaterial

Von Konrad Möckel / Mit 11 Bildern

In unseren Zoologischen Gärten lernten die Besucher vielerlei Tiere aus allen Reichen der Natur kennen, nur für die Wale, diese Riesen des Meeres, fand sich keine Möglichkeit, sie lebend zu zeigen. Im Neuyorker Aquarium hat man Tümmlerdelphine gehalten, die eineinhalb bis zwei und drei Meter groß werden und ein Höchstgewicht von fünfhundert Kilogramm erreichen. Diese recht ansehnlichen Seetiere sind nur kleine Bissen für ausgewachsene Grönlandwalfische, die sie gelegentlich verschlingen. Man kann sich ein Bild von der Gefräßigkeit eines Wales machen, wenn man hört, daß ein solches Ungeheuer gefunden wurde, das beim Verschlingen eines großen Seehundes erstickt war. Vorher hatte der Wal vierzehn andere Seehunde und die Kleinigkeit von dreizehn Tümmlerdelphinen hinabgeschlungen. Der Kapitän Alexander Denchar hatte 1849 einen Walfisch erlegt, der fast fünfundzwanzig Meter lang war und etwa hundertfünfzigtausend Kilogramm wog. Das Gewicht dieses Ungetüms, das aber noch nicht zu den größten seiner Gattung gehört, stellt man sich am besten vor, wenn man vernimmt, daß es dem Gesamtgewicht von ungefähr zwanzig Elefanten, vierzig Nashörnern oder Flußpferden und zweihundert Stieren annähernd gleichkommt. Man hat Grönlandwale gefangen, die, bei einem Leibesumfang von zwölf Meter, dreißig Meter gemessen haben. Ein etwa achtzehn Meter langer Wal ist ungefähr siebzigtausend Kilogramm schwer. Von einem solchen Tier erhält man dreißigtausend Kilogramm Speck, die vierund-

Digitized by Google



Holländische Walfischfahrer vom Eise eingeschlossen im Jahre 1678.

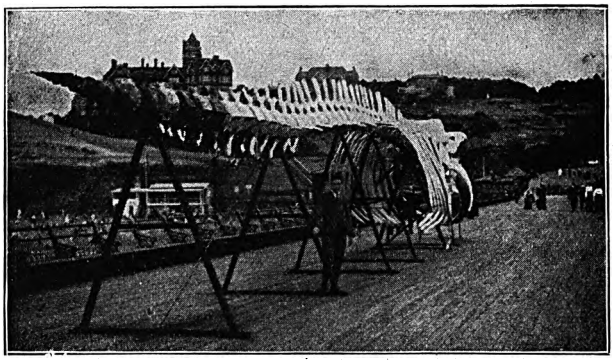
zwanzigtausend Kilogramm Tran ergeben; außerdem werden noch sechzehnhundert Kilogramm Fischbein gewonnen. Solange es noch große Massen dieser Geschöpfe gab, bot der Fang dieser gewaltigen Wesen nicht geringen Gewinn, und es ist begreiflich, daß sie fast völlig aus-

Digitized by Google

gerottet worden sind. In früheren Zeiten ging die Vernichtung langsamer vor sich, weil die Fangmethoden nicht so hoch entwickelt waren. Erst als die Walfischdampfer Harpunen mit der Kanone abschossen, begann die furchtbare, erbarmungslose Verfolgung der Riesen des Meeres.

Neuerdings werden zum Aufspüren der Wale auch Flugzeuge verwendet.

Bedenkt man, wie groß die Gefahr gewesen ist, den



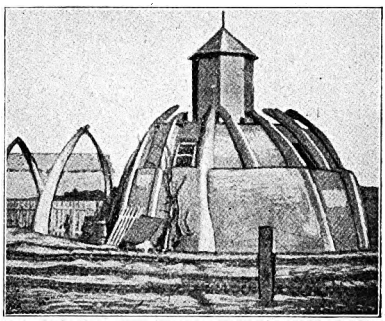
Ein Walskelett. Durch die Entfernung der stehenden menschlichen Gestalt von den Rippen des Brustkorbes erscheint dieser Teil nicht im richtigen Verhältnis. Der junge Mann könnte bequem darin stehen und würde mit hochgehobener Hand die oberen Stücke des Rückgrates nicht zu berühren vermögen.

Walen mit verhältnismäßig kleinen Booten nachzustellen, so begreift man, daß sich die Menschen im Anfang wahrscheinlich mit den Walen begnügten, die bei Stürmen ans Land geworfen wurden. Das kam bei der vermutlich großen Zahl dieser herdenweise ziehenden Tiere gewiß nicht selten vor. Noch 1779 ereignete es sich, daß auf den Shetlandinseln zweihundert, und sechs Jahre später sogar dreihundert Pottwale ans Land geworfen wurden.

Digitized by Google

An der kleinen, zu den Arkaden gehörigen Insel Pamona wurden 1806 zweiundneunzig Pottwale am Strand gefunden. Im Jahre 1809 und 1810 strandeten am Ufer einer Bucht auf Island über tausend dieser Gattung; an der Nordküste der Bretagne warf ein Sturm 1812 siebzig dieser großen Säuger an den Strand.

Bedenkt man, daß der Umfang eines etwa zwanzig Meter langen Grönlandwals hinter der Brustflosse über neun Meter mißt, so kann man sich von der Größe der Rippen eine Vorstellung bilden. Fand man diese Ungetüme am Strand, so boten ihre Knochen überall dort, wo Bäume nicht zahlreich waren, ein erwünschtes Baumaterial zu Hütten, die, je nach Wahl der größten Rippen, ziemlich geräumig angelegt werden konnten. Da die Rippen stark gebogen waren, ließen sich damit ziemlich regelmäßig gewölbte Bauten ausführen, wie das unsere Abbildung eines Häuschens in Swakopmund erkennen läßt.

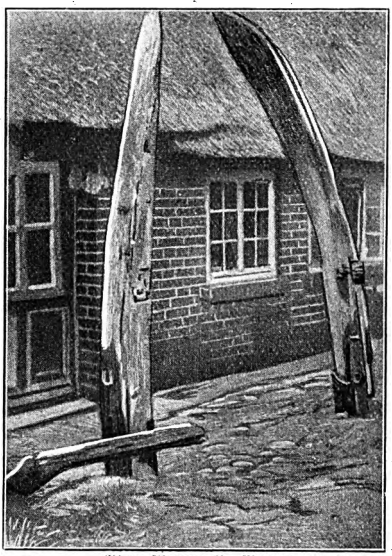


Häuschen aus Walfischrippen in Swakopmund.

Zur Zeit Alexanders des Großen berichtete Nearch von den „halbwilden" Oriten, die er als Bewohner Indiens fand: „Ihre Häuser bauen die Ärmeren aus Fischgräten, die Reicheren aber aus Knochen der vom Meere ausgeworfenen großen Walfische, die man gleich Balken zusammenfügt; die Türrahmen verfertigt man aus den

Digitized by Google

breiten Barten, den Unterkieferknochen. Das dürfte die älteste Überlieferung sein, die als Zeugnis für den Bau von Hütten mit Walrippen gelten darf. Daß man davon nicht abkam, bestätigen auch noch neuere Reisende, die erzählen, daß man dort noch Fischknochen sammelt und zum Bauen verwendet. Der Eskimoforscher Knud Rasmussen fand im hohen Norden Hausdächer, die mit den Stoßzähnen von Narwalen, von Schwertfischen gestützt waren; man verwendete die zwei bis drei Meter langen Stoßzähne aus Mangel an Holz.

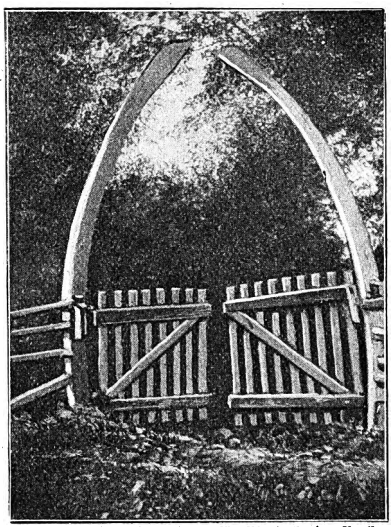


Phot. Museum für Meereskunde, Berlin.
Walkiefertor bei Burg Lesum.

Der Naturforscher Konrad Gesner schrieb in seinem 1598 gedruckten „Fischbuch", daß verschiedene an der See wohnende Stämme zu den Pfosten ihrer Häuser die „Lefzen oder Kinnbacken" der Walfische gebrauchen, die gebogenen Rippen zu Dachstühlen, die kleineren Rippen aber zur Umzäunung ihrer Güter und Wiesen. Das scheint weitverbreitet gewesen zu sein, denn Joh. Georg Krünitz sagt 1856, die Bewohner von Kamtschatka, Nordwestamerika und der dortigen Inseln stecken die großen Unterkieferknochen der Wale als Tore vor ihre Woh-

Digitized by Google

nungen. Dasselbe fände sich in manchen Seestädten Deutschlands, Englands, Hollands und Frankreichs. Da und dort verwende man Walfischrippen auch als „Prellsteine", besonders bei den Auffahrten zu den Höfen. Und Scoresby erzählt, die Rippen würden zu Harpunen für den Walfang, zu Sparren der Dächer größerer Gebäude und als Stützen zu kleineren Hütten oder Zelten verwendet. Daß man die großen und starken Rippen auch zum Bootbau zu nützen verstand, liegt nahe genug. Wohl nicht grundlos ist vermutet worden, daß dadurch der Bau von Schiffen wesentlich beeinflußt worden ist. Betrachtet man den Brustteil des Gerippes eines Walfisches, so glaubt man das Zimmerwerk einer Galeere zu sehen. Da der Kopf eines etwa zwanzig Meter großen Grönlandwals bis zum Unterkiefer sechs Meter lang ist, so kann man sich vorstellen, wie gewaltig die vor den Häusern aus Walknochen aufgestellten „Tore" sind. Findet doch ein gar nicht kleiner Wagen samt zwei Pferden im aufgesperrten Rachen eines großen Wales Raum. Bei Gelegenheit von Ausstellungen konzertierte eine Kapelle im



Phot. Museum für Meereskunde, Berlin.
Walkiefertor bei Burg Lesum.

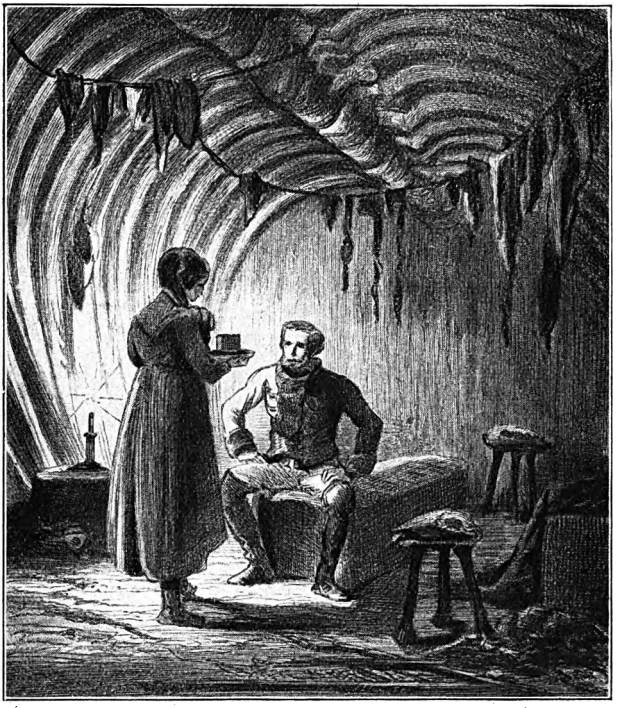
Digitized by Google

Brustkorb eines Walfischskelettes; aber auch Kneipen und Cafés hat man darin eingerichtet. Wird ein Wal an den Strand geworfen, so geht er gewöhnlich elend daran zugrunde, daß die eigene Last des massigen Leibes ihm die Brust eindrückt; er muß ersticken. Solches Strandgut war überall von Wert, wo Holz zum Bauen fehlte. Findet man heute da und dort noch den Brauch, Zäune und Eingangstore zu Gehöften aus den Rippen und den Kinnladenknochen aufzustellen, so darf man vermuten, daß in weiter zurückliegender Zeit auch ganze Hütten und Häuser damit errichtet wurden. Die Knochen hielten lange und faulten nicht so rasch wie Holz. Das Aufstellen von Toren und Zäunen, sowie die Verwendung von in den Boden versenkten Knochen zum Brechen der Flut und der Brandung sind die letzten Überbleibsel einer einst umfänglicher verbreiteten primitiven Technik des Heimwesenbaues.

Die Basken sollen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zuerst Schiffe zum Fang der Wale ausgerüstet haben; schon 1372 steuerten sie nach Norden zu den reichsten Walfischgründen. Fest steht, daß diese kühnen Seefahrer, trotz aller Gefahren der unbekannten Meere und des furchtbaren Klimas, bis an die Mündung des Lorenzostromes und an die Küste von Labrador vordrangen. Um 1450 rüsteten die Reeder von Bordeaux ebenfalls Walfischfahrer aus und suchten die wertvolle Beute in den nördlichen Teilen des Eismeeres auf. Bürgerkriege lähmten Schiffahrt und Handel dieses sonst so unerschrockenen Volkes. Nachdem 1633 die Spanier bei ihnen einfielen, war der Walfischfang beendet. Andere Seevölker folgten ihren Spuren oder nahmen ausgewanderte Basken in ihren Dienst. Um 1671 verließen hundertdreiunddreißig Schiffe mit Walfischfängern allein die hol-

Digitized by Google

ländischen Häfen. Von 1676 bis 1722 erbeuteten die Holländer über zweiunddreißigtausend Wale, die damals einen Gewinn von mindestens dreihundert Millionen

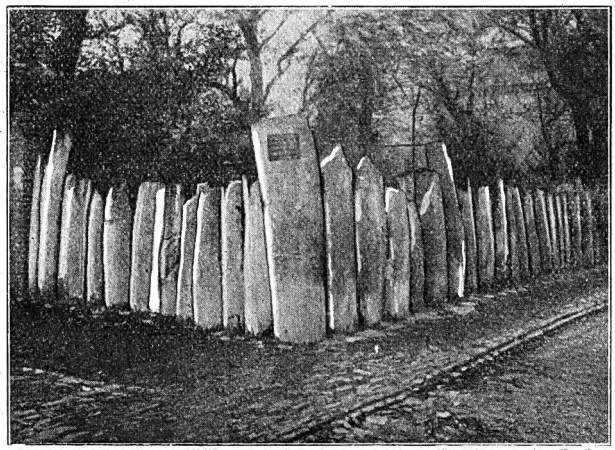


Im Innern einer aus Walfischrippen errichteten Hütte auf Island. Von außen erscheint eine derartige Anlage als erdbedeckter Hügel, der mit Gras überwachsen ist.

Mark in guter Valuta einbrachten. Viele Walfischfänger fanden ihren Tod im Meer, denn beim Angriff mit Harpunen wehrten sich die gewaltigen Geschöpfe ihres Lebens. Einst war es sprichwörtlich: Wirf dem Wal eine Tonne

Digitized by Google

vor, damit er das Schiff in Ruhe läßt! Walfischfänger suchten auf diese Weise die wütenden Angriffe des Tieres abzulenken. Es kam vor, daß ein Boot von dem fliehenden Tiere mit rasender Schnelligkeit stunden-, ja manchmal halbe Tage lang nachgeschleift wurde. Die Pottfischjagd ist besonders gefährlich, denn er sucht den Angriff abzu-

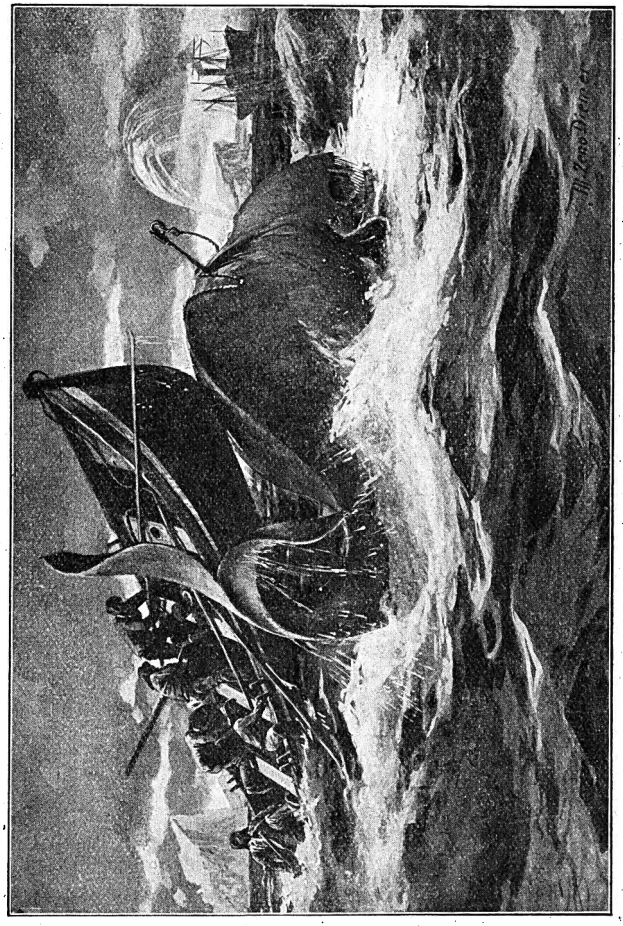


Phot. Museum für Meereskunde, Berlin.

Walknochenzaun auf Borkum.

wehren. Die Mannschaft des Schiffes „Essex" hatte im Jahre 1820 einen Pottwal verwundet, mußte aber zum Schiff zurückkehren, weil ihr Boot durch einen Schwanzschlag des harpunierten Tieres stark beschädigt wurde. Während die Seeleute das Boot auszubessern suchten, erschien ein anderer Pottwal in geringer Entfernung vom Schiff, betrachtete es eine Weile und verschwand dann in der Tiefe. Bald erschien er wieder an der Oberfläche, schwamm hastig heran und rannte mit dem Kopf so gewaltig gegen das Schiff, daß die Seemänner glaubten,

Digitized by Google



Gefährliche Jagd. Nach einem Aquarell von M. Zeno Diemer.

ihr Fahrzeug sei im vollen Lauf auf ein Riff gestoßen. Der Pottwal ging unter dem Schiff weg, streifte den Kiel, drehte sich um und schwamm von neuem herbei. Der

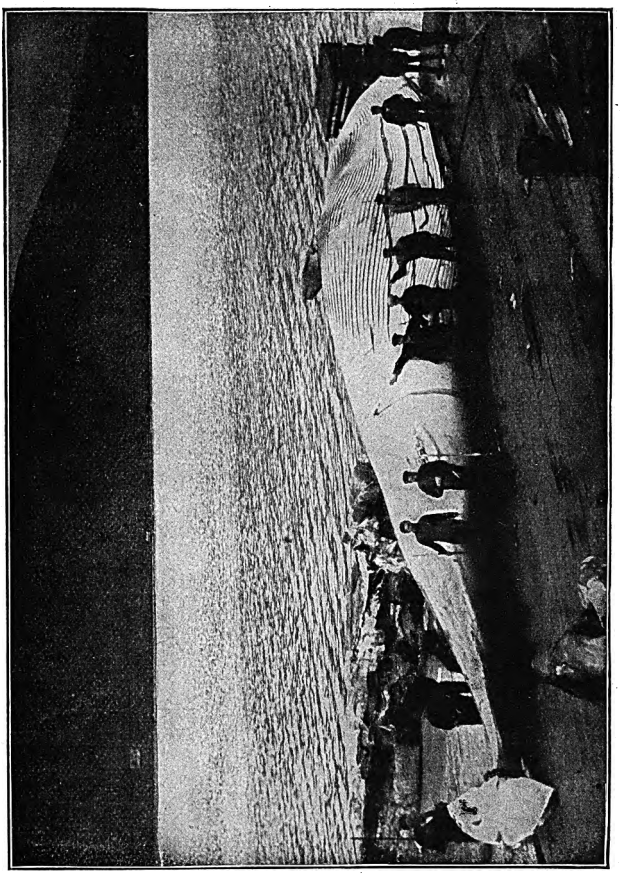
Digitized by Google

zweite noch gewaltigere Stoß ward verhängnisvoll, er schlug den Bug ein und brachte das Fahrzeug zum Sinken. Die Mannschaft war inmitten des Ozeans auf ihre Boote angewiesen; von diesen wurden zwei nach dreiundneunzig und siebenundneunzig Tagen mit je zwei und drei überlebenden Männern, die sich vom Fleisch ihrer Unglücksgefährten ernährt hatten, von anderen Schiffen aufgenommen, die übrigen blieben verschollen.

Wie der neue Brehm nach Pechuel-Loesche berichtet, machte am 16. Dezember 1867 der Zweite Offizier von der Bark „Osceola" einen Pottwal fest, aber sein Boot wurde sogleich zerschlagen; der Dritte Offizier eilte ihm zu Hilfe, erlitt aber dasselbe Schicksal. Während nun der Erste Offizier die umherschwimmenden Mannschaften aufsischte, griff das wütende Tier das Boot des ebenfalls herankommenden Vierten Offiziers an und zermalmte es völlig zwischen seinen Kinnladen. Zwei Ergänzungsboote, die nun abgingen, nahm der Wal so geschickt an, daß sie sich zum Schiff retten mußten; darauf eilte das Ungetüm auf das Schiff los, traf es aber bloß schräg von vorn, so daß es zwar schwer erschüttert wurde und auch einige Planken verlor, aber seefähig blieb. Verbürgt ist, daß ein gereizter Pottwal im Umsehen neun Boote zerbiß und zerschlug, vier Menschen tötete und die Verfolger zum Abziehen bewog. Ergrimmte Wale dieser Gattung haben mehr als ein Schiff in den Grund gebohrt.

Früher schälte man den hauptsächlich begehrten Speck der erlegten Wale sofort ab, nachdem sie getötet waren, schnitt die Barten aus, um das geschätzte, zu vielerlei Zwecken dienliche „Fischbein" zu gewinnen und ließ dann den Leichnam treiben. Das Fleisch wird von den Europäern nicht gegessen, obwohl geschickte Schiffsköche es gut zuzubereiten verstehen. In Christiania war 1918

Digitized by Google



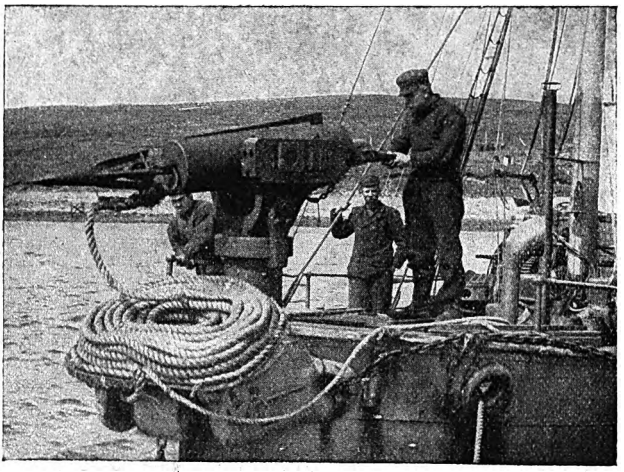
Finnwal auf der Rampe der Walstation Signebö im Folkefjord. Trotzdem der Wal auf der Seite liegt, läßt sich im Vergleich mit den Männern die Größe der Rippen des Brustkorbes erkennen.

ein „Walfischrestaurant" die große Sensation. In der damaligen Fleischnot war die Regierung bemüht, das Vorurteil zu überwinden, das gegen das Walfleisch bestand. Dieses Speisehaus wurde im Beisein von Regierungsvertretern und einer Reihe geladener Gäste eingeweiht.

Digitized by Google

Außer anderen Fischgerichten sollten auch Speisen aus Walfischfleisch serviert werden. Es gab viele vorurteilslose Leute, die offenkundig Geschmack an dem auf mancherlei Weise zubereiteten Fleisch fanden. Ob man sich daran gewöhnte, Walfischfleisch zu genießen, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die hochnordischen Völker essen es gern; sie verzehren



Eine Harpune wird aus einer eigens konstruierten Kanone nach einem Walfisch abgeschossen.

auch den Speck mit Behagen und — trinken den Tran leidenschaftlich. Dazu wird ein Europäer sich allerdings wohl niemals entschließen.

Abgesehen davon, daß durch die brutale Ausrottung dieser Riesen des Meeres die verschiedenen Walarten immer seltener werden, ist die Zeit vorbei, in der man die Knochen dieser Geschöpfe noch zu Bauzwecken verwenden könnte. Die abgespeckten und entbarteten Wale läßt man

Digitized by Google

längst nicht mehr schwimmen; die Tiere werden buchstäblich samt den Knochen ausgenützt; aus dem kalkhaltigen Gerüst wird Dung bereitet, der willige Abnehmer findet. Das Fleisch wird getrocknet, gemahlen und als Futtermehl verwendet. Solange man daran nicht dachte, gingen nicht geringe Werte verloren. Trotzdem werden da und dort die Knochen gestrandeter Wale noch zum Bau von Hütten benützt, wie das in früheren Jahrhunderten geschah. Als man in neuerer Zeit in Hamburg einen Teil der Binnenalsterfläche als Vergnügungsplatz einrichtete, wurden am Landeort zwei große Walfischrippen als torartige Eingangstelle aufgerichtet. Sie waren jedoch unecht. Bald wird es soweit gekommen sein, daß nur da und dort noch alte Torbogen aus Walknochen zu finden sein werden, als letzte Zeugen der Verwendung eines eigenartigen Baumaterials. Einst aber wird man nur noch Zeugen davon in Museen oder in Büchern suchen müssen. Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat damit aufgeräumt. Und doch lebten einst in Zelten, Hütten und Häusern, die zum Teil aus Walknochen erbaut worden sind, glückliche und zufriedene Menschen.

Rätsel

Der Maler hat mich oft zur Hand genommen.
Ein „a" dazu — und Flügel habe ich bekommen!

In ein Gefäß füg' nur ein „o",
Trifft sie dich nicht, dann sei nur froh.

Logogriph

Im alten Griechenland war ich ein prächt'ger Ort,
Man kam zu mir, der Zukunft Dunkel zu ergründen.
Setzt du jedoch ein kleines Zeichen zu dem Wort,
So bin als großer Fisch ich in dem Meer zu finden.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

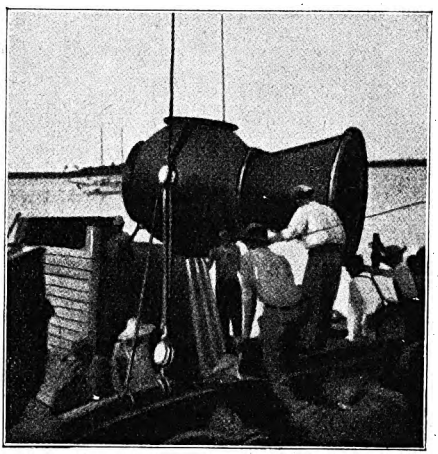
Tiefseeforschung und Unterwasserphotographie

Von Rudolf Peuntinger / Mit 3 Bildern

Seit alter Zeit suchten die Menschen nicht nur auf der Erde, sondern auch im Meer nach verwertbaren Dingen. Das beharrliche Fahnden nach Schätzen, aus denen mittelbarer oder unmittelbarer Gewinn zu erzielen war, bildete von Anbeginn die mächtigste Triebfeder aller kleinen und großen Entdeckungen, zu denen die Bewohner der verschiedensten Teile der Erde im Laufe der Jahrhunderte gelangt sind. Wie die Bevölkerung der Binnenländer auf mannigfache Weise Nahrung und Unterhalt zu gewinnen trachtete, so bot Fischern oder Seefahrern das Meer eine unversiegliche Quelle des Wohlstandes und Reichtums. Uralt ist die Salzgewinnung an vielen Küstengebieten, wo das Salz, durch natürliche Vorgänge aus dem Meerwasser ausgeschieden und nach Verdunsten des Wassers auf abgeschlossenen Flächen gefunden wurde. Die Anziehungskraft, welche der in den nordischen Küstengebieten von der See ausgeworfene Bernstein auf die Völker der Alten Welt übte, spornte sie zu langen Fahrten an, erweiterte in früher Zeit die erdgeschichtliche Kenntnis und führte zur Verbindung der Mittelmeerländer mit dem anfänglich halb sagenhaften Norden. Unbezähmbarer Trieb in die Ferne, Abenteuerlust und Gewinnsucht wirkten zusammen und gaben Veranlassung, daß man sich dem Meer auch für größere Fahrten anvertraute. Man wagte sich auch frühzeitig unter die Wasserfläche, suchte in der Nähe der Küsten nach Schwämmen, Korallen, Muscheln und tauchte nach den begehr-

Digitized by Google

testen Schätzen des Meeres, den kostbaren Perlen. Noch heute gibt es an den Küsten und auf Inseln des Indischen Ozeans Naturtaucher, die durch Übung zu erstaunlicher Leistung gelangten. Wenn auf diese Weise auch manche Kenntnis der unter der Meeresoberfläche vorhandenen Wunderwelt gewonnen wurde, so war es doch erst den Menschen der neueren Zeit vorbehalten, tiefere Einblicke in das pflanzliche und tierische Leben des Meeres zu gewinnen.



Der Apparat
für die Unterwasserphotographie.

Das Leben in den Tiefen der Ozeane erregte seit alter Zeit die Vorstellungskraft und die Phantasie der Menschen; man bevölkerte das Meer mit zahlreichen Göttergestalten und Geschöpfen der dichterischen Einbildung. Man glaubte einst, daß alles Leben aus dem Wasser entstanden sei, und gab diesem Gedanken auch mythischen Ausdruck, und die Dichter der Alten Welt erfanden wunderlich gebildete Wesen, die im Meere hausen sollten, dem Urelement, aus dem, wie man meinte, alle Geschöpfe geworden seien. Die Denker des Mittelalters nahmen oft wörtlich, was einst nur mythisch gemeint war, und fabelten davon, daß eine wunderliche Welt im Meere

Digitized by Google

lebe. Die berüchtigte „Seeschlange" wollte man noch im vorigen Jahrhundert wiederholt leibhaftig gesehen haben. Sie dürfte ein fabelhafter Nachkomme des uralten „Drachens der Tiefe", des „Meerkrakens" oder des Leviathans der Juden sein, der, auf dem Grunde des Meeres hausend, einst am Jüngsten Tage hervorkommen wird.

Zur eingehenden Erforschung des Meeres fühlten sich die Menschen erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts geneigt; bis dahin herrschte noch immer eine mehr dichterische Art der Vorstellung, nicht zuletzt durch den vielgestaltigen Aberglauben der Seeleute am Leben erhalten. Aber auch die Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts dachten nicht an Tiefseeforschung; sie hielten an vorgefaßten Meinungen und Theorien fest, die ihnen verwehrten, ernsthafte Untersuchungen vorzunehmen. Der Franzose Péron, der im Auftrag der Republik an zwei Erdumsegelungen als Naturforscher teilnahm, vertrat die damals herrschende Auffassung, daß der Boden der Ozeane mit Eis bedeckt sei. Nach dieser Theorie durfte man in gewissen Tiefen keinerlei organisches Leben erwarten. Der englische Seefahrer John Roß erhielt 1818 den Oberbefehl über zwei zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgerüstete Schiffe, mußte jedoch im gleichen Jahre ohne Erfolg zurückkehren. Seit 1829 brachte er jedoch vier Winter im Eis des arktischen Meeres zu und entdeckte den magnetischen Nordpol. Auf seiner ersten Reise hob Roß in der Baffinbai westlich von Grönland aus einer Tiefe von etwa achtzehnhundert Meter Schlamm aus, in dem er lebende Schlangensterne nachwies. Diese Tatsache blieb indes unbeachtet, da sie den herrschenden Meinungen widersprach. Edward Forbes erklärte noch im Jahre 1841, daß unterhalb der Tiefe

Digitized by Google

von fünfhundertfünfzig Meter keine Organismen mehr vorkommen könnten. Nordische Forscher erbrachten in unermüdlicher Tätigkeit den Nachweis, daß diese theoretisch gefaßten Annahmen irrig seien. Michael Sars fand 1850 in gemeinschaftlicher Arbeit mit seinem Sohn eine reiche Tierwelt bei den Lofoten in einer Tiefe von nahezu siebentausend Meter. Lovén und Asbjörnsen wiesen nach, daß in den großen Tiefen der skandinavischen Küsten keine Grenze für tierisches Leben besteht. In dem Jahre, da Michael Sars seine Forschungsergebnisse bekanntmachte, sollte das erste unterseeische Kabel zwischen England und Frankreich gelegt und eine telegraphische Verbindung hergestellt werden. Zu diesem Zweck mußte man an verschiedenen Stellen möglichst genaue Messungen der Meerestiefen vornehmen, und so zeitigte eine praktische Forderung Einsichten, die man vorher nicht besessen hatte. Es konnten so überraschende Beobachtungen gemacht werden, daß alle bis dahin geltenden Theorien aufgegeben werden mußten. Schon bei den Vorarbeiten stellte sich nämlich heraus, daß in Tiefen

Unterseevegetation in dreizehn Meter Tiefe.

Digitized by Google

von über achtzehnhundert Meter organisches Leben vorhanden war.

Am 28. August 1858 war zum erstenmal zwischen Irland und Neufundland ein telegraphischer Verkehr durch das Kabel möglich; doch bald versagte die Einrichtung, und es gelang nicht, die Ursache der Störung bestimmt nachzuweisen. Sieben Jahre danach kam sodann eine zweite Kabelverbindung zwischen Europa und Amerika zustande, wobei sich während des Auslegens abermals herausstellte, daß man sich über die Meerestiefen unzureichende Vorstellungen gemacht hatte. Im Jahre 1861 holte man an zwei Stellen zerrissene Kabel wieder aus dem Grunde des Meeres, und zwar die 1858 zwischen Irland und Neufundland und die zwischen Sardinien und Algier gelegten, die beide nicht mehr funktionierten. Auf ihnen fand man seit drei Jahren darauf angesiedelte Lebewesen. Auf dem mittelländischen Kabel hatten sich in einer Tiefe von 3600 Meter Vertreter von fünfzehn Tierarten festgesetzt, die nun mit heraufgebracht wurden. Von da an begann die Tiefseeforschung, denn nun setzte sich bei den Forschern die Überzeugung durch, daß „auf dem Boden des Meeres das gelobte Land der Zoologen läge". England ging von 1868 bis 1870 zuerst an großzügige Forschungen, die sich rings um die britische Insel, längs der Küste Spaniens und der Länder des Mittelmeeres erstreckten. Die ersten Ergebnisse, bei denen im Golf von Biskaya die Tiefe von 4453 Meter gelotet wurde, waren so bedeutend, daß die englische Regierung vier Millionen Mark für die Ausrüstung eines Schiffes zur Erforschung der Meere bewilligte. Im Dezember 1872 verließ die Korvette „Challenger" England mit einer Reihe Gelehrter und kehrte nach drei Jahren und vier Monaten glücklich zurück. In achtunddreißig Bänden

Digitized by Google

wurden die Forschungsergebnisse dieser Expedition festgelegt und eine Überfülle neuer Tatsachen und überraschender Beobachtungen setzte damals die gelehrte Welt und die Laien in Staunen. Es braucht nicht verhehlt zu werden, daß an der Bearbeitung des reichen Stoffes ein

Eingeborener der Bahamainsel im Kampf mit einem Haifisch.

nicht geringer Teil von deutschen Gelehrten teilgenommen hat. Der deutsche Name war damals noch nicht geächtet!

Karl Chun, der später durch seine selbständigen Tiefseeforschungen zu großem Ansehen gelangte, bemerkte 1900: „Kaum noch vermögen wir heute das Staunen zu fassen, mit dem der Gebildete die Entdeckung der Tiefseetierwelt entgegennahm."

Digitized by Google

Nun trat an die Stelle der Mythen und Sagen des Altertums, der Fabeleien des Mittelalters und späterer Zeiten und gegenüber theoretischen Behauptungen der Neueren eine Tier- und Pflanzenwelt, so üppig, farbenprächtig, reizvoll und teilweise so überraschend nach Gestalt und Lebensweise, daß alle Phantasie hinter der Wirklichkeit weit zurückblieb. Ein Wettstreit unter den Kulturvölkern entstand seit der Fahrt des „Challenger": Amerika, Skandinavien, Italien, Frankreich rüsteten Expeditionschiffe aus, und alle heimsten reiches Material zu künftiger Arbeit ein. Im Jahre 1875 waren westlich von Japan 8513 Meter Tiefe gelotet worden und seither weitere Tiefen von 9184 und 9644 Meter. Der Meeresgrund reichte tiefer, als die höchsten Höhen des Himalajas den Meeresspiegel überragen.

Deutschland begann erst seit 1874 an Tiefseeforschungen teilzunehmen; die erste bedeutendere Fahrt kam 1898 zustande.

Am 1. August 1898 verließ in Hamburg die „Valdivia" den Hafen. Unter der wissenschaftlichen Leitung des Leipziger Professors Doktor Karl Chun hat diese Expedition endlich auch unserem Vaterlande verdiente Ehren in der Erforschung der Geheimnisse der Tiefsee gebracht.

Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fehlte es an Apparaten, Maschinen, Fangwerkzeugen und Fangmethoden. Erst mit den Fortschritten der zoologischen Durchforschung der Meere und im Zusammenhang mit technischen Errungenschaften sind die überraschenden Ergebnisse der neueren Zeit möglich geworden. Wenn man vor hundert Jahren der Meinung war, das Meer könne nur in seinen dem wärmenden Sonnenlichte zugänglichen Teilen, also in der Nähe der Oberfläche und besonders im Küstenwasser, von lebenden Wesen erfüllt

Digitized by Google

sein, so zeigte sich nun, daß dies nicht richtig war. Man brachte einen so unerhörten Reichtum an Formen zutage, daß der Schluß gezogen werden konnte, das Meer sei mit Lebewesen stärker bevölkert als die Erde. Chun förderte aus Tiefen von vier- bis fünftausend Meter Tiere ans Licht, die man vorher nur als Oberflächenformen gekannt hatte. Zahllose Geschöpfe, die sich in Tiefen aufhalten, wohin kein Lichtstrahl mehr dringt, führen an gewissen Organteilen ein eigenes Licht mit. Einzelne Arten, die mit „Laternen" ausgerüstet sind, die goldgelb und grünlich leuchten, erscheinen wie das abenteuerliche Unterseeschiff des phantasiereichen Jules Verne. Vermutlich dient dieser Schein, der von verschiedenen Körperteilen ausgeht, zur Anlockung der Beute. Die Forschungen über diese Wunder der Tiefsee können noch nicht als abgeschlossen gelten; sind es doch kaum sechs Jahrzehnte, seit die wissenschaftliche Durchforschung der Tiefsee begann. Glaubte man vorher behaupten zu dürfen, daß von einer gewissen Tiefe ab kein Leben im Meere möglich sei, so steht es heute so, daß die Frage nach der Grenze organischen Lebens kaum mehr als berechtigt gilt.

In neuerer Zeit ist zur Erforschung der Tiefsee und ihres Lebens neben die Fangmethoden mit hochentwickelten Apparaten auch die Verwendung der Photographie getreten. Unterseeboote sind vor 1914 zu friedlichen Zwecken gebraucht worden; man erforschte im Tauchboot das Leben und Treiben der Tierwelt und der farbenprächtigen und formenreichen Flora des Meeres.

Häufig konnten die Taucher von der vielgestaltigen Schönheit und Buntheit der unterseeischen Landschaften erzählen, von farbenprächtigen Seerosen, Nelken, Anemonen, von wundervollen Korallensiedelungen und Tangwäldern, vom überraschenden Spiel bunter und

Digitized by Google

gleißender Fische in dieser märchenhaften und unvergleichlichen unterseeischen Pracht. Aber nur die Taucher konnten diese Herrlichkeiten mit eigenen Augen sehen. Seit Jahren beschäftigten sich verschiedene Gelehrte mit der Unterwasserphotographie; am erfolgreichsten war Francis Ward. In neuerer Zeit haben die Brüder J. E. und Geo. Williamson und C. L. Gregory auf diesem Gebiete beachtenswerte Ergebnisse erzielt. Sie stellten einen Apparat her, mit dem es in der vorläufigen Ausführung möglich ist, bis zu gewissen Tiefen gute Unterseeaufnahmen zu machen. Die Erfinder haben ihren Apparat in den Küstengewässern der Bahamainseln praktisch erprobt, und unsere Abbildungen zeigen, was damit zu erzielen ist. Der Apparat ist so beschaffen, daß er dem Photographen einen Raum bietet, in dem er sich sicher fühlen und frei bewegen kann. Er ist nicht, wie dies bei Versuchen im Taucheranzug der Fall war, mehr oder minder in der Bewegung behindert und ist vor allem vom Wasserdruck unbehelligt. Der Apparat besteht aus drei Hauptteilen: aus einem seetüchtigen Fahrzeug, aus dem eigentlichen, in der Hauptsache kugelförmigen Aufenthaltsraum und einem elastischen Metallschlauch oder Metallrohr, das so weit ist, um einen Mann bequem hindurchzulassen, und welches den unterseeischen Aufenthaltsraum mit dem Fahrzeug auf der Wasseroberfläche verbindet. Der Aufenthaltsraum ist eine Stahlblechkugel von etwas über eineinhalb Meter Durchmesser, gestattet also dem Photographen, sich frei zu bewegen. In diesem Raum herrscht, gleichviel in welcher Tiefe er sich befindet, der gewöhnliche Luftdruck, da er durch den Metallschlauch mit der Außenwelt in offener Verbindung steht. Der Druck des Wassers wird durch die Festigkeit der Stahlwände unwirksam gemacht. Nach Mitteilungen von

Digitized by Google

Sachverständigen soll die Festigkeit des bisher erbauten Apparates ein sicheres Tauchen bis zu zweihundertvierzig Meter Tiefe ermöglichen.

Eigenartig ist die Öffnung konstruiert, durch welche photographische Aufnahmen gemacht werden. Es war einerseits erwünscht, ein möglichst weites Gesichtsfeld zu erhalten, während anderseits des hohen Wasserdruckes wegen eine große Glasscheibe nicht ohne Bedenken eingesetzt werden konnte. Man baute daher in die Beobachtungskugel einen Trichter aus starkem Eisenblech ein, der mit der Spitze etwa im Mittelpunkte der Kugel sitzt, durch die Kugel hinausgeht und weiter draußen an dem breiten Ende eine Öffnung von etwa eineinhalb Meter Durchmesser aufweist. Die Öffnung an der Spitze im Innern der Kugel ist fünfundvierzig Zentimeter weit und mit einer Stahlplatte versehen. In dieser Stahlplatte befinden sich zwei runde Glasscheiben von je siebeneinhalb Zentimeter Durchmesser, die übereinander eingesetzt sind. Durch die eine dieser Luken nimmt der photographische Apparat auf, und durch die andere schaut der Beobachter und Operateur. Die äußere Öffnung des Trichters ist durch eine starke planparallele Scheibe eines optisch vollkommenen und völlig schlierenfreien Glases von etwa vier Zentimeter Stärke verschlossen. Diese Platte ist nach ausdrücklicher Angabe der amerikanischen Quelle in Deutschland hergestellt worden. Die große Scheibe wäre nun allerdings nicht imstande, den hohen Wasserdruck in größeren Tiefen auszuhalten, ohne Schaden zu nehmen. Deshalb ist eine sinnreiche Druckluftanlage vorgesehen, durch die jederzeit so viel Luft in den Trichterraum zwischen den beiden Böden gepumpt wird, daß der Luftdruck genau dem äußeren Wasserdruck entspricht. Die äußere Scheibe ist also entlastet, und nur der

Digitized by Google

innere kleine Boden mit den beiden Beobachtungsluken wird gedrückt. Dieser aber kann leicht genügend fest hergestellt werden. Unmittelbar hinter diesem Boden sitzt der Photograph mit Kamera oder Kinematograph und macht seine Aufnahmen. Das Licht muß von vorn in den Aufnahmeapparat und in die Kamera gelangen. Die Lichtverhältnisse sind dabei so, daß mit einer Öffnung von 16,3 in einer Fünfundsiebzigstelsekunde eine vollkommen exponierte Aufnahme erzielt werden kann, so daß es demnach möglich ist, auf diese Weise auch kinematographische Aufnahmen zu machen. So wurden denn mit dem Apparat unter anderem rund sechshundert Meter lange Filmaufnahmen hergestellt, und in amerikanischen Kinos sind prachtvolle Unterseelandschaften vorgeführt worden. Unsere Abbildung S. 111 zeigt einen kleinen Ausschnitt unterseeischer Vegetation in dreizehn Meter Tiefe mit der herrlichen Flora. Eine andere Abbildung zeigt eingeborene Naturtaucher, darunter ein Bravourstück, den Kampf eines Tauchers mit einem Haifisch, dem er den Leib aufschlitzt. Die Kinoaufnahmen umfassen zum Teil prächtige unterseeische Landschaften, dann aber auch für die Menge berechnete wilde Szenen, bei denen Haifische eine Rolle spielen. Man hatte zu diesem Zweck ein altes Pferd getötet, Taucher legten das Tier in einigen Metern Entfernung von der Glasscheibe auf den Meeresboden und schnitten es so an, daß Blut in das Wasser und nach aufwärts drang. Bald sammelten sich gewaltige Haifische, und während der Kinomann im Apparate kurbelte, begannen sie große Fleischstücke aus dem Pferdekadaver zu reißen. Dann wurde vom Schiff her an einem Drahtseil ein schwerer Angelhaken mit einem Köder herabgelassen, und ein neues Schauspiel begann.

Digitized by Google

Wenn dieser Apparat einstweilen zur Befriedigung der Schaulust im Lichtspielhaus dient, so darf man doch annehmen, daß damit hergestellte Unterseeaufnahmen auch wissenschaftliche Verwertung finden. In der weiteren Entwicklung dürften Aufnahmen, die in größeren Tiefen erfolgen können, wesentlich zur Kenntnis unterseeischen Lebens beitragen.

Alter und Jugend

Natürlich wollen meist die Alten
Das Alte gern bewahren und erhalten,
Indes die Jugend, unbekümmert um die Ahnen,
Sucht neue, beßre Wege anzubahnen.

Ich aber lobe mir den Greis,
Der das Veraltete recht zu erkennen weiß
Und will'gen Sinnes es gibt preis.

Indessen
Sollt' auch die Jugend nicht vergessen,
Daß man mit Recht das Neue dann erst lobt,
Wenn es als Beßres sich hat in der Tat erprobt.

D. Ss.

Digitized by Google

Das Reisen in den Tropen

Von C. Arriens / Mit 4 Bildern

Wenn die verderblichen Wellen des Weltkriegs erst verebbt sind, wird sich eine gründliche Umwandlung in den tropischen Gebieten vollziehen. Man wird sich der ungehobenen Schätze der heißen Länder zu bemächtigen suchen. Mit der rasch sich vollziehenden Veränderung der Gegenden und der bisherigen Lebensweise ihrer Bevölkerung wird auch die Art des Reisens, die bis heute wegen ihrer überaus ursprünglichen und idyllischen Weise für den Europäer einen unendlichen Reiz besaß, bald der Geschichte angehören.

Dort das alte Afrika, vor kurzem noch der „dunkle" Erdteil benannt, mit seinen durch das hohe Elefantengras sich schlängelnden Trupps von schwer bepackten Lastträgern, voran die Kirangosi, der Führer mit dem Speer in der Hand und der raupenhelmartigen Frisur. Wie durch einen unermeßlichen Grasgarten wandern sie im Buschwalde, die Riesentiere der Vorzeit kreuzen ihren Pfad, Herdentiere zu Tausenden, Gnus und Antilopen, Zebras und Giraffen auf blumenreichen Gefilden weidend, nackte Wilde mit Lederschurz und blinkenden Eisenspeeren —, jetzt hier die gleichen Steppengelände von Reihen elektrischer Pflüge durchzogen, die roten Lateritschollen werden umgewälzt, Sonnenhitze und Katarakte zu gigantischen Kraftanlagen nutzbar gemacht, die letzten Urwaldriesen der Mahagoniwälder ihres Unterholzes und damit ihrer Lebensfähigkeit beraubt, umsäumen breite Automobilstraßen, „Country"-Hotels und Bars, die Eingeborenen, in der Mehrzahl sich des Fahrrades bedie-

Digitized by Google

nend, äußerlich europäisiert. Mit dem Hinweis auf die Wirtshäuser ist der grundsätzliche Unterschied des Reisens in den Tropen von jetzt und demnächst angedeutet, denn in dem gänzlichen Fehlen von Gaststätten jeder Art, von Wirten, befrackten Kellnern und gallonierten Türstehern liegt ein eigenartiger Zauber, den wohl jeder Naturfreund selbst empfunden hat, wenn er, durch Wald und Feld der heimischen Fluren wandernd, einmal draußen „abgekocht" hat.

Die Technik des Reisens ist in allen tropischen Ländern die gleiche wie in Afrika, mit dem Unterschiede, daß sie in anderen Erdteilen dem Charakter der Bewohner entsprechend sich erschwert. Die Einwohner wenig begangener Länder, wie beispielsweise Neuguineas, sind unzuverlässig, mißtrauisch und des Lasttragens ungewohnt. Da sie nicht viel mehr fortzuschaffen geneigt sind als die zu ihrer eigenen Ernährung nötigen Vorräte, die Bevölkerung im Innern des Landes aber scheu und ängstlich, Wege und Brücken außerdem fast gänzlich fehlen, so ist das Reisen für den weißen Eindringling sehr erschwert. Ähnlich geht es in den Waldgebieten Südamerikas zu. Dazu kommt noch, daß die an sich nicht unfreundlichen Indianer selten über den eigenen Bedarf hinausgehende Mundvorräte besitzen. So kann es dem Weißen dort gehen wie nach mündlicher Mitteilung dem Forschungsreisenden Professor Max Schmiedt, dem man, nachdem er sich einige Tage in einer Ansiedlung wilder Indianer am Ufer eines Stromes niedergelassen hatte und nun einige Zeit fröhlich die Sitten seiner Gastfreunde zu studieren gedachte, ebenso freundlich wie energisch eine Feldhacke in die Hand drückte, damit er etwas Nützliches täte.

Alle Reisenden, denen es vergönnt war, die heißen Länder zu durchwandern, erinnerten sich gern daran.

Digitized by Google

Doktor Zintgraff rühmt es so: „Bei schönem, trockenem Wetter, in bester Gesundheit, ein noch unbekanntes Land vor Augen, gefolgt von seiner Trägerschar durch Afrika zu marschieren, das ist das Schönste, was man sich auf Gottes Welt denken kann. Frei von den beengenden Schranken der Zivilisation und fern von Europas übertünchter Höflichkeit, nur auf sich und seinen Willen gestellt, verspürt man erst ganz den frischen Hauch der goldenen Freiheit."

Als der erste weiße Afrikareisende, Mungo Park, 1795 seine Reise in das damals rätselhafte Land antrat, gingen seine Schwarzen hinter ihren bepackten Eseln, er ritt auf einem kleinen Pferde, und sein Gepäck bestand aus Lebensmitteln für zwei Tage, Glasperlen, Tabak und Bernstein statt kleiner Münze, Kleidern und Wäsche, einem Sonnenschirm, einem Sextanten, einem Kompaß, Thermometer, zwei Paar Pistolen, zwei Flinten und sonstigen kleineren Dingen. Nicht viel anders war Georg Schweinfurt, der letzte noch lebende große Afrikareisende alten Stils, ausgestattet. Den mächtigen schwarzen Potentaten pflegte er seine Aufwartung im schwarzen Bratenrock zu machen.

Seither ist die Ausstattung für das Reisen in tropischen Ländern bedeutend verändert worden. Heute reist kein Weißer mehr ohne Zelt, Feldbett mit Moskitomullschutzhülle, dem Klima angepaßte Kleidung, europäischen Konserven und einem genügenden Vorrat an Chinin, von dem er zur Vorbeugung des Tropenfiebers allabendlich einnimmt. Praktische Tropenhelme aller möglichen Systeme schützen vor Sonnenstich, dornenfeste Baumwollstoffe und luftdurchlässige Stiefel, jeder Haken, jeder Knopf an Kleidung und Gebrauchstücken entsprechen der Erfahrung einer ganzen Generation von Reisenden.

Digitized by Google

Wie man vor zwanzig Jahren in Deutsch-Ostafrika reiste.

Digitized by Google

Die Fabrikate der für die Tropen herstellenden Konservenfabriken, besonders der deutschen, waren vor dem Kriege von unübertrefflicher Güte und Haltbarkeit.

Für die Reiseausrüstung eines Neulings ist deshalb nach dem Gesagten die größte Umsicht und die Beratung praktisch Erfahrener unbedingt nötig. Vom Zelt, das, um einen Luftraum herzustellen, ein doppeltes Dach haben muß, und zu dem Feldbett, Tisch, Stuhl, Wasch- und Badewanne gehören, letztere aus wasserdichtem Stoff in dünnen Eschenholzgestellen, und alles zu Paketen von geringem Umfang zusammenlegbar, bis zum Nähzwirn muß alles vorhanden sein. Kochtöpfe, Pfannen, Eßbesteck, Teller und Tassen von emailliertem Blech, kurz all das Unglaubliche, was der Kulturmensch braucht, muß in die nötige Anzahl Blechkoffer verstaut werden. Dazu kommen noch Bücher, Ferngläser, photographische Apparate und Instrumente für den jeweiligen Beruf des Reisenden. Ist man dann nach stärkender Seefahrt, deren heilsamer Einfluß auf längere Zeit gegen schädliche Klimaeinflüsse schützt, am Ausgangspunkt der Reise angelangt, so ist das unerläßliche Personal zu mieten. Man braucht einen jungen Burschen, einen Koch und einen Waschmann.

Man pflegt zunächst ein Stück mit der Eisenbahn oder dem Flußdampfer ins Innere zu fahren, aber dann ist man auf die Tragfähigkeit menschlicher Köpfe angewiesen, und man ist genötigt, sich mit einem Trägerobmann in Verbindung zu setzen. Der Hellemann (von Headman), im westlichen Afrika meist ein Haussaneger, läßt die verlangte Anzahl Leute antreten. Man vereinbart nun mit ihm Preis und Sondervergütungen für besondere Leistungen, in der Regel sind er und seine Leute zuverlässig und ehrlich. Dem Träger werden im Höchstfall sechzig Pfund zu-

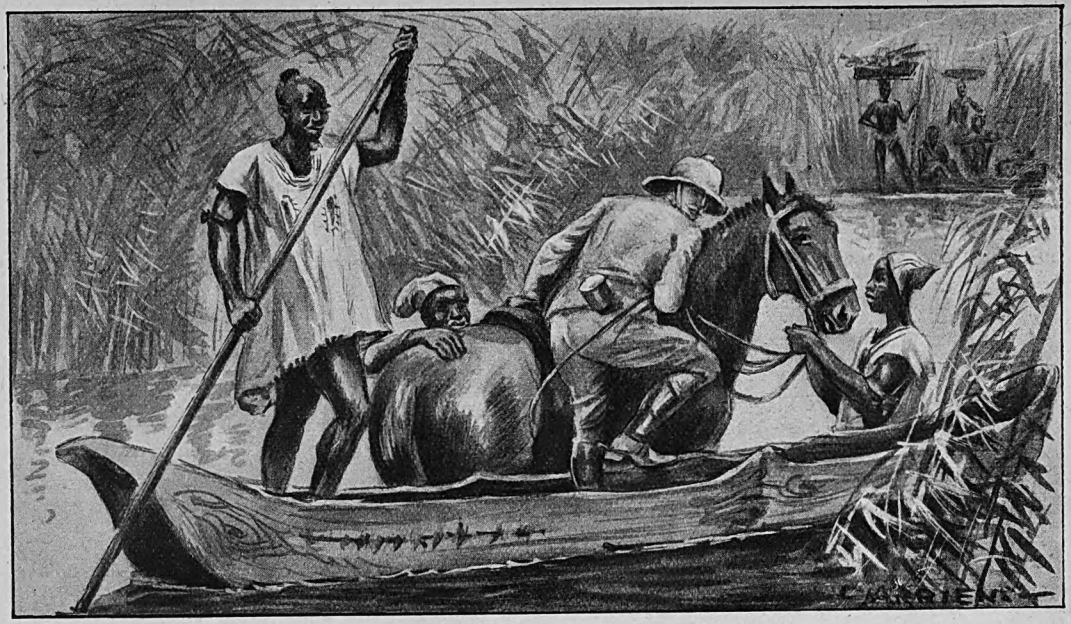
Digitized by Google

Digitized by Google

gemutet. Eine solche Last Tag für Tag auf dem Kopf, der davon ganz harte Schwielen bekommt, zu balancieren bei der furchtbaren Hitze und dabei noch lustig zu scherzen und zu singen, bringt nur der kräftige Körper und das anspruchslose Gemüt eines Negers fertig. Es wird immer sehr früh aufgestanden, die Gepäckstücke in eine Reihe gelegt, nachgezählt und aufgenommen und abmarschiert. Die kühlen Morgenstunden sucht man nach Möglichkeit auszunutzen; während der Mittagsglut wird unter Schattenbäumen gerastet. Am Nachmittag, falls nicht gerade ein bestimmtes Ziel erreicht werden soll, wird das Nachtlager vorbereitet. Die Leute mit dem Zelt, als erster aber der Koch mit seiner Kiste, sind gewöhnlich eine halbe oder ganze Stunde vorausmarschiert. Am Halteplatz ist dann gewöhnlich das Zelt aufgeschlagen und der Koch um das prasselnde Holzfeuer vollbeschäftigt. Drei Feldsteine über einer kleinen Erdmulde dienen ihm als schnell gebaute Feuerstätte; dieser Herd ist sehr praktisch, da die Zwischenräume zwischen den Steinen als Zuglöcher wirken. Die Holzstücke werden mit den Stirnseiten innen zusammengelegt und nach Bedarf nachgeschoben. Da man meist nicht weit von Dörfern rastet, hat man Gelegenheit, Lebensmittel einzuhandeln. In entlegenen Gegenden dienen dabei heute noch als Bezahlung Glasperlen, Salz oder Kaurimuscheln. Man muß immer Glasperlen nach der Mode mit sich führen. Hat man etwa, ohne sich genügend zu unterrichten, rote Perlen eingekauft, so kann es geschehen, daß die Verkäufer einer Sache, die man gern haben möchte, achselzuckend das Geschäft ablehnen, weil gerade gelbe oder blaue Sorten bei ihnen geschätzt sind. Ein paar Tagereisen weiter ist es möglicherweise gerade umgekehrt.

Das beste Beförderungsmittel für den Europäer sind

Digitized by Google



Vom Pferde ins Kanu.

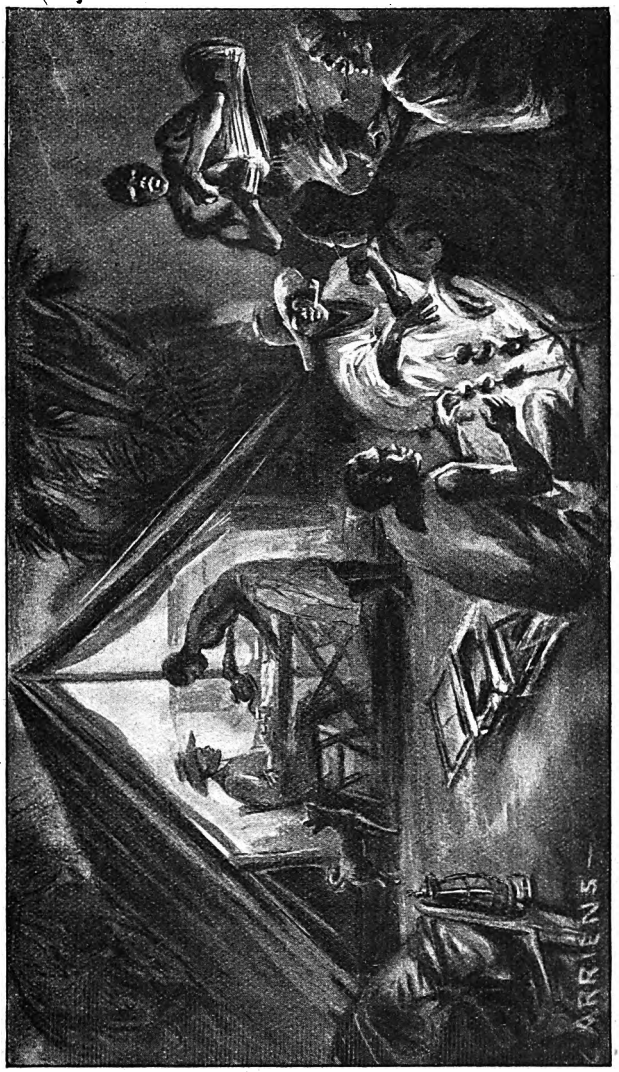
Digitized by Google

die eigenen Beine, die Bewegung erhält ihn gesund. Pferde und Esel werden zwar vielfach zum Reiten verwendet, sie sterben aber leicht am Stich der Tsetsefliege. Auf der Rast und an gefährlichen Sumpfstellen pflegt man sie daher mit einem Busch zu bewedeln.

Ein beliebtes Beförderungsmittel ist die Tipoja, eine Hängematte. Es ist Regenzeit und die Reise geht durch beschwerliche Sümpfe, den Europäer auf unserem Bilde, der in der Hängematte getragen wird, muß man sich also fieberkrank vorstellen. An Flußübergängen siedeln sich meist Fährmänner an. Gegen geringes Entgeld rudern sie Menschen und Gepäck in ausgehöhlten Stämmen über den Strom. Die Pferde jagt man ins Wasser, sie können ja gut schwimmen. Während der Regenzeit ist es oft schwer, im niedrigen, schilfbewachsenen und überschwemmten Gelände bis an den Strom heranzukommen; in solchem Fall sucht der Reisende vom Pferde ins Fährschiff zu gelangen. Am Feierabend lagern sich dann die treuen Begleiter um das Feuer. Neben sich das erleuchtete Zelt mit Feldbett, gedecktem Tisch, einer heißen Tasse Tee und einem guten Buch, weltenfern von dem hastenden Getriebe der Zivilisation und doch im Besitz der unentbehrlichsten Annehmlichkeiten einer verfeinerten Kultur; wenn man von irgendwo das Rauschen unbekannter Gewässer und die mannigfachen Stimmen fremder Tiere vernimmt und über all dem der südliche Himmel mit seiner Sternenpracht sich wölbt, das gehört wohl zum Schönsten, was es auf dieser Welt geben kann.

Auf den großen Strömen gelangt man auf Heckraddampfern bis ins Herz Afrikas. Ihr zum Teil offener Unterbau hat etwa die Form einer photographischen Entwicklerschale. Er enthält die Maschinen, die Holzheizung, das Gepäck und dient als Aufenthalt für das bunte Volk

Digitized by Google



Abends am Lagerfeuer.

Digitized by Google

einheimischer Passagiere. Ein weißer Maschinist hat die Oberleitung, die Navigierung liegt in den Händen eines schwarzen Kapitäns und seines schwarzen Piloten. Weiße Passagiere halten sich auf den hohen Etagendecks auf. Sie lassen sich alle Abend an einer Stelle, die sie sich nach Belieben aussuchen, ihr Feldbett von ihrer eigenen Bedienung aufschlagen und morgens wieder entfernen. Meist sind eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Begleitfahrzeuge an den Seiten des fahrenden Dampfers befestigt. Dort kann man die intimen Szenen des schwarzen Familienlebens tagsüber beobachten. Gleich den Köchen der Weißen backen und schmoren sie den ganzen Tag. Ihre Feldsteinherde bauen sie sich auf irgendeinem Stück alten Blech auf, das auf Holzklötze gelegt wird, wie sie zur Feuerung der Kessel im Schiff zu großen Haufen geschichtet sind. Bei dem öfteren Anlegen des Schiffes bietet sich Gelegenheit, von Eingeborenen frische Fische zu kaufen, die afrikanischen Ströme bergen Fische von unübertrefflicher Güte. Gelegentlich gerät das Schiff auf seichter Stelle fest, dann springen die schwarzen Schiffsleute, nachdem die Schaufelräder am Heck eine Weile mit verstärkter Gewalt Gischt und Schaum aufgewirbelt haben, ins Wasser; lange Windebäume werden ihnen hinabgereicht, die sie als Hebel unter das Schiff schieben. Meist gelingt es nach mehrstündigem Bemühen, die ganze Karawane von Fahrzeugen wieder flott zu kriegen. Wo das Fahrwasser nicht ausreicht, fährt der Europäer in einer großen Stahlbark, wie sie die Faktoreien samt Besatzung vermieten. Vorn und hinten auf dem Verdeck schiebt eine Gruppe Schwarzer das Fahrzeug mit langen Stangen vorwärts; gerät man in tiefes Wasser, so werden sie mit Langrudern vertauscht. Das Fahren in der Stahlbark, die man sich mit eigenen Sachen

Digitized by Google

ausstattet, ist angenehmer als auf einem der oben geschilderten Dampfer. Der Innenraum ist wegen der vielfachen gefährlichen Klippen in drei gesonderte Räume geteilt. Falls ein Teil des Bodens beschädigt und das Schiff leck wird, kann doch die Fahrt weiter vonstatten gehen. Die entlegensten und daher eigenartigsten Wasserläufe kann man nur in den ausgehöhlten backtrogartigen Kähnen der Eingeborenen befahren. Auch diese Art zu reisen hat ihre Vorzüge. Eine Karawane pflegt aus einer ganzen Flottille solcher Kähne zu bestehen. Gelegentlich sind sie aus einem so riesigen Mahagonistamm herausgehauen, daß man bequem sein Feldbett darin aufstellen und noch nach Belieben daran vorbeigehen kann, meist sind sie jedoch nur einen halben Meter breit, schief und krumm und oft mit Grasbindfaden aus zwei Stücken zusammengesetzt; die Leute häufen dann Schilf darin auf, um nicht naß zu werden. Von leichten Ruderschlägen gesteuert, eilt das Fahrzeug auf spiegelglattem, grün durchsichtigem Wasser stromabwärts, bald in der Mitte gewaltiger Lagunen, an Sandbänken und schlummernden Krokodilen und Abertausenden Schwimm- und Stelzvögeln aller Gattungen vorbei, bald in eingeengtem Lauf unter überhängenden Wurzeln mit seltsam knolligen Auswüchsen und grünem Laubdickicht. Eine Affenherde springt unter großem Radau von Ast zu Ast neben den Fahrzeugen am Ufer entlang. Einzelne Pfeffervögel und hin und wieder ein Schwarm Papageien fliegen über uns dahin.

An irgendeiner Stelle im tiefsten Urwald, die vielleicht noch nie eines Menschen Fuß betrat, wird zu einfachem Imbiß, den der Koch auf quer über sein Kanu als Unterlage für seine Kocheinrichtung gelegten Holzscheiten bereitet hat, halt gemacht. Nachts rastet man ohne Zelt,

Digitized by Google

das Feldbett wird auf den flachen Sandbänken unter freiem Himmel aufgeschlagen. Die Kochfeuer leuchten in die Nacht hinein, der Vollmond steht im Zenit gerade über uns, ein gewaltiger kreisrunder Ring umspannt ihn wie ein weißlicher Schleierstoff am blauen Firmament. Durch die Nacht verborgen rumoren in nahen Seitenflüssen die Flußpferde, über der jenseitigen Uferböschung ertönt langgezogen und gewaltig, alle anderen Geräusche verstummen machend, das Gebrüll eines Löwenpaares.

Nun darf man aber nicht glauben, das Reisen in den Tropen sei in der neueren Zeit zu einem Vergnügen geworden und alles ginge leicht und beschwerdelos, wenn nur an der Ausrüstung nichts fehlt. Das wäre grundverkehrt, denn in Wahrheit sind schwere Gefahren zu überstehen. Freilich findet man in den Schilderungen der Forschungsreisenden meist keine langen Klagen über ausgestandene Strapazen, denn die schlechten Wochen und Tage verblassen in der Erinnerung, und viele Kulturpioniere schweigen fast ganz von ihren trüben Erlebnissen. Leo Frobenius erzählt einmal, wie er in Afrika nach eigenen harten Verlusten an Menschenleben den Kommandanten Perrier fiebernd traf; die Malaria hatte ihn ergriffen. Er war jung verheiratet und das unabwehrbare Sterben fiel ihm schwer. Frobenius schrieb: „Oh, diese Sorgen in Afrika! Wie matt und farblos ist doch heute noch das Bild, das die guten Europäer sich vom Leben des Afrikaners ausmalen! Wie bequem ist die Vorstellung vom ‚Recken', vom ‚Kulturpionier', vom ‚tapferen Vaterlandsohne', der da draußen für seine große Sache kämpft, und ‚fröhlich' in den Tod geht."

Und doch werden immer wieder Männer bereit sein, ihr Leben um einer großen Idee willen aufs Spiel zu setzen.

Digitized by Google

Die Gewinnung des Graphits auf Zeylon

Von Karl Prechtel / Mit 4 Bildern

Im Haushalt kennt man den Graphit zum Schwärzen eiserner Öfen und Herdplatten und der Ofenrohre, um sie vor Rost zu bewahren. Auch ist allgemein bekannt, daß die Bleistifte diesen Stoff enthalten. Graphit kommt von graphein = schreiben; dies deutet auf eine bestimmte Verwendung dieses Minerals. Wie kommt es nun, daß man die Graphit enthaltenden Stifte Bleistifte nennt? Griechen und Römer und nach ihnen auch spätere Kulturvölker benützten zum Linienziehen auf Pergament eine flache Scheibe aus Blei. Seit dem vierzehnten Jahrhundert verwendeten italienische Künstler Stiele oder Stifte aus einer Mischung von Blei und Zinn zum Zeichnen. Überwog in der Zusammensetzung der beiden Minerale das weichere Blei, so erzielte man damit einen dunkleren Strich; war mehr Zinn beigemischt, so wirkte die Zeichnung zarter und heller. Künstler und Architekten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zeichneten mit solchen „Silberstiften". Vom Gebrauch des Bleies zu diesen Zwecken, wozu aber auch noch das Schreiben zu erwähnen ist, stammt also unsere Bezeichnung Bleistift für dieses aus Graphit hergestellte unentbehrliche kleine Gerät. Daß man auch Stifte aus Silber zum Zeichnen auf einem Papier, das mit kreidiger Schicht überzogen war, benützte, ist aus dem fünfzehnten Jahrhundert vielfach bezeugt.

Vor etwa vierhundert Jahren entdeckte man in England in Borrowdale bei Keswick eine Graphitader und

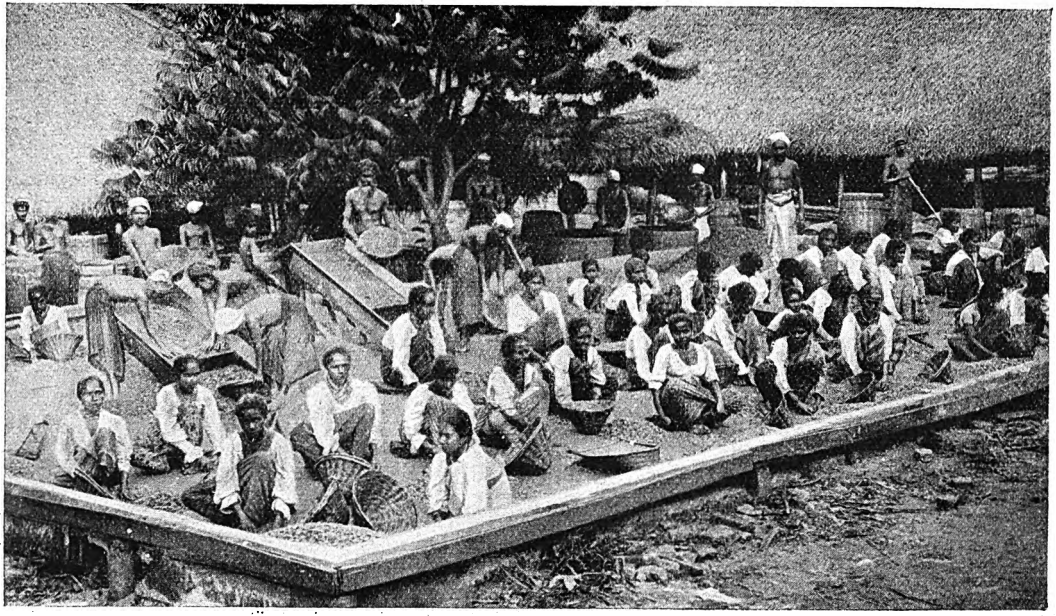
Digitized by Google

stellte aus dem dort zutage geförderten Material Bleistifte her, die nun ihren Weg in die Welt fanden. Die dichten und festen Teile des Graphits wurden in Stäbchen zersägt und in Holz gefaßt; Zedernholz wird zu diesem Zweck 1683 erwähnt. Cäsalpin und Ferrante Imperato lobten schon 1596 und 1599 diese Stifte, da sie zum Zeichnen viel bequemer als Tinte und Feder seien; Imperato sagt, man könne alles damit Gezeichnete nach Belieben stehen lassen oder auslöschen und mit der Feder darüber zeichnen, was bei einer mit Blei oder Kohle hergestellten Zeichnung nicht ginge.

Mit der Entdeckung dieses Vorkommens war die Grundlage einer neuen englischen Industrie geschaffen, und man versuchte, sich alle damit verbundenen Vorteile möglichst zu sichern. Der Berg, in dem sich der Graphit fand, ist etwa siebenhundert Meter hoch, und ungefähr in halber Höhe befand sich der Eingang zum Bergwerk. Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts kam es zu regelrechten Kämpfen um dieses begehrte Material. Räuber rotteten sich zusammen, es wurde gestohlen, und viele in der Nähe des Berges wohnende Leute wurden durch Raub und Diebstahl von Graphit reich. Eine Gruppe von Bergleuten hatte einen förmlichen Angriff auf die Grube unternommen. Als Sieger im Angriff behaupteten sie sich eine Zeitlang im Besitz, bis eine größere Masse von Militär anrückte und im hartnäckigen Kampf endlich die Oberhand gewann.

Nun suchten sich die Eigentümer der Grube vor ähnlichen Überfällen zu sichern. Sie ließen ein festungsartiges Gebäude mit eineinhalb Meter dicken Mauern errichten, Schießscharten anbringen und die Fenster vergittern. Im Erdgeschoß dieses Bauwerks befanden sich vier Räume. In einem führte eine Falltüre zu der damit

Digitized by Google



Sortieren des Rohgraphits.

Digitized by Google

verschließbaren Grube, aus der man den kostbaren Graphit zutage förderte; in diesem Teil der „Festung" kleideten sich die Bergleute um, zogen ihre Grubenkittel an und kehrten nach sechsstündiger Schicht dorthin zurück. Um jeder Veruntreuung des Materials zu begegnen, mußten die Arbeiter unter strengster Aufsicht ihre Grubenkleidung ablegen und ihre Alltagskleider anziehen.

In einem anderen der vier Räume sortierten und reinigten zwei Männer den von den Bergleuten geförderten Rohstoff. Sie blieben während der Arbeit eingeschlossen. Besonders instruierte Wachposten und mit geladenen Gewehren bewaffnete Aufseher schützten das Bergwerk vor räuberischen Überfällen.

In der Grube arbeitete man nur sechs Wochen im Jahre. Trotz dieser außerordentlich kurzen Förderzeit soll der Wert des gewonnenen Graphits eine Million Franken betragen haben. Auf alle Weise suchte man sich die Vorteile dieser Fundstätte für die Herstellung von Bleistiften zu sichern. Die englische Regierung verbot strengstens die Ausfuhr von Graphit in anderer Form als der von Bleistiften. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts setzte man sogar Todesstrafe auf widerrechtliche Ausfuhr! In jener Zeit entstand auf dem Kontinent die Überzeugung, daß „englische Bleistifte" die „besten der Welt" seien. Nach dem Gesetz der Trägheit, das auch auf geistigen Gebieten wirksam ist, hielt man sogar noch später an dieser Annahme fest, als die Borrowdaler Gruben nur noch unreines Material lieferten, das nicht mehr wie einst im Naturzustand zu Bleistiften verwendet werden konnte.

In Nürnberg wird im Jahre 1683 der Bleiweißstiftmacher Staedler erwähnt. In dieser betriebsamen Stadt gab es 1726 mehrere, die den Beruf ausübten, und im

Digitized by Google

Sieben des ausgesuchten Graphits.

Digitized by Google

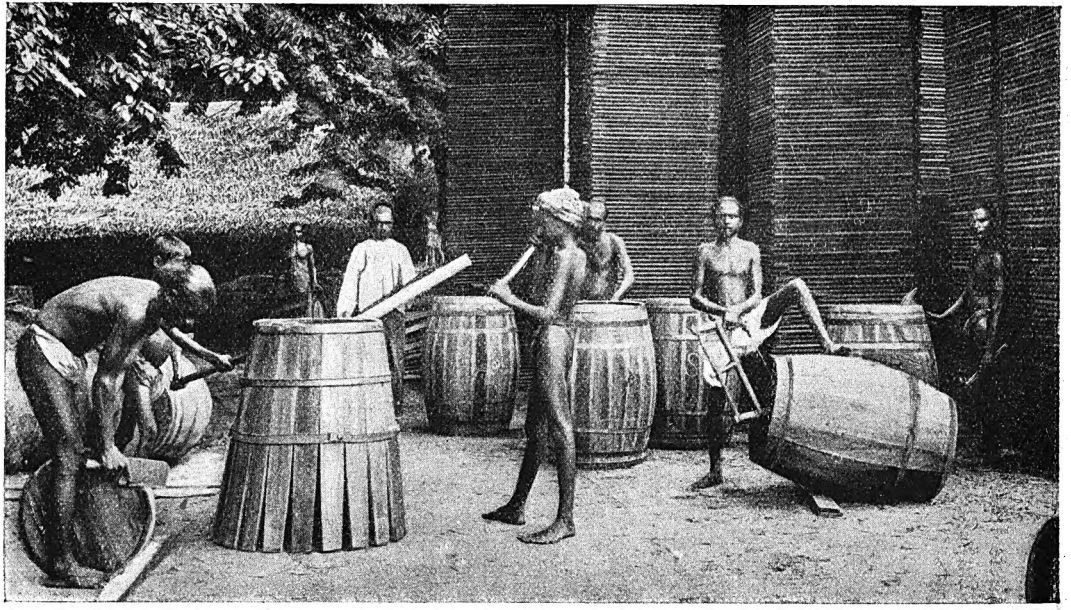
selben Jahr veranlaßte Friedrich Wilhelm III. den Bleistiftmacher Schmidt aus Schwabach zur Einführung dieses Gewerbes in Berlin. In Stein bei Nürnberg errichtete 1761 Kaspar Faber seine kleine Werkstatt. Die Fabrikate der Firmen Faber genießen heute Weltruf.

In Deutschland und Österreich gab es in vielen Gegenden Graphitlager; eignete sich das Material auch nicht überall zur Bleistiftfabrikation, so doch zu feuerfesten Ziegeln, Schmelztiegeln und dergleichen. Wollte man Bleistifte daraus herstellen, so mußte das Graphitpulver mit verschiedenen bindenden Stoffen vermengt werden. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als Nicolas Jacques Conté in Frankreich und Joseph Hardtmuth in Wien den Ton als Bindemittel anwendeten, ist die Technik der Herstellung der Bleistifte immer weiter entwickelt worden. Es gibt Bleistifte in allen erdenklichen Härtegraden und Qualitäten, vom gewöhnlichen Gebrauchstift bis zum edelsten Material.

Um 1827 kam durch England, dessen einst so ergiebige Schätze in Borrowdale erschöpft waren, Graphit von der Insel Zeylon in den Handel.

Für die deutsche Industrie ist die Entdeckung von Graphitlagern in Sibirien nahe der Grenze von China bedeutsam geworden. Der Kaufmann und Forschungsreisende J. P. Alibert kam im Osten Sibiriens in die dortige Gebirgsgegend. Teilweise von der Hoffnung beseelt, Gold im Gestein zu finden, stieß er auf reinen Graphit. Nach vieler Mühe und Arbeit gelang es ihm 1847, auf der Höhe des Felsengebirgs Batougul etwa zweihundertvierzig Meter über dem Meer und vierhundert Werst westlich von Irkutsk eine Mine anzulegen, die ausgezeichnet reinen Graphit ergab. Die Förderung dieser Gruben ist 1856 durch das Haus Faber für die

Digitized by Google



Herstellung von Fässern für den Graphittransport.

Digitized by Google

deutsche Industrie gerettet worden, und inzwischen entfaltete letztere sich zur Beherrschung des Weltmarktes.

Auf Zeylon befinden sich die reichsten Gruben im Westen des Gebirges, da dort die Eisenbahnverbindungen

Transport des Graphits in Ochsenwagen auf Zeylon.

für den Transport günstig sind. Die Gewinnung und Verarbeitung des wertvollen Materials geht in primitiver Weise vor sich. Man arbeitet im Tagebau und schafft den Rohstoff in Fässern fort, um ihn an anderer Stelle zu zerschlagen, zu sieben, mit Wasser zu reinigen, weiter zu zerkleinern, zu schlämmen, zu trocknen und zu verpacken.

Digitized by Google

Von der vielfältigen Verwendung des Graphits zu allerlei technischen Zwecken kann nur einiges erwähnt werden. In der Eisengießerei und Stahlfabrikation ist dieser Mineralstoff unentbehrlich; Kamine, Öfen, Röhren verdanken ihm ihren grauen, metallglänzenden, vor Rost schützenden Überzug; auch für Holz und Ton liefert er eine dauerhafte Anstrichfarbe. Bedeutend ist die Graphittiegelfabrikation zu Schmelzzwecken. Bekannt sind die Passauer Schmelztiegel, die schon von Georg Agricola (1490 bis 1555) gerühmt wurden. Man stellt dort auch Muffeln, Windröhren, Sandbadschalen, feuerfeste Ziegel, Kochgeschirre, Waschkessel und vieles andere her. Im Elektrizitätswesen spielt Graphit für Batterieelemente und Kohlen eine wichtige Rolle. Als guter Leiter der Elektrizität ist er in der Galvanoplastik wertvoll, weil man Formen aus verschiedensten zu diesen Zwecken geeigneten Stoffen damit überziehen kann, um sie für den galvanischen Strom leitend zu machen. Künstliche Schleif- und Polierstein werden aus Retortengraphit hergestellt. Graphit in Mischung mit anderen Stoffen gibt einen ausgezeichneten luftdichten Kitt für Dampfkessel und Gasröhren. Ferner ist Graphit dienlich zur Verminderung der Reibung von Maschinen, wobei er entweder als feinstes Pulver oder mit Fett und Ölen gemischt gebraucht wird. Feingeschlämmt läßt er sich statt des Öls für die Zapfen in Uhren, selbst bei Chronometern, anwenden. Graphit fand in der Medizin Aufnahme gegen Flechten und Krätze. Das feine Grau verschiedentoniger Filzhüte dankt diesem Mineral seinen besonderen Reiz. Was aber wichtiger ist, Tausende von Menschen finden Beschäftigung in der Verarbeitung dieses vielgebrauchten Naturproduktes, an dem auch unser Land nicht arm ist.

Digitized by Google

Schattenspiele an der Wand

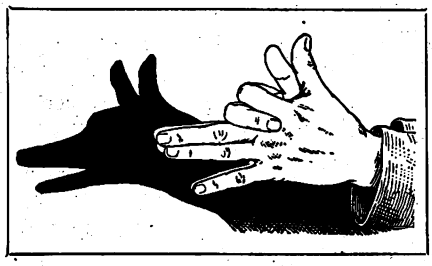
Von Hermann Iller / Mit 18 Bildern

Die kostspieligsten Unterhaltungen und Vergnügungen sind nicht ohne weiteres die besten. Und man braucht sie nicht immer außerhalb des Hauses zu suchen. Im eigenen Familien- oder Freundeskreis lassen sich leicht allerhand Scherze und Veranstaltungen inszenieren, die besonders Kindern Vergnügen bereiten, aber auch von Erwachsenen beifällig aufgenommen werden. Mit grundsätzlichen Miesmachern ist nirgends etwas anzufangen; wo aber das Herz den rechten Pulsschlag der Freude hat, da sind die schlichten, selbstimprovisierten und produzierten Unterhaltungen die allerschönsten.

Es gibt übrigens mehr Talente für solche freien Künste im Kreis der Familie, als man meist annimmt. Nur frisch gewagt und ein wenig angestrengt. Die Mühe, die man sich gibt, belohnt sich, wie immer, wenn man anderen Freude bringt. So kann man in gemütlichen Feierabendstunden bei Kleinen und Großen den größten Heiterkeitserfolg mit Schattenspielen erzielen. Man braucht dazu keine großen Vorrichtungen. Außer zwei geschickten Händen, einem frohen Gemüt, ein klein wenig Spieltalent und einer brennenden Kerze hat man nichts nötig. Bringt man es nicht gleich zur Meisterschaft, so läßt sich doch durch einige Übung Ergötzliches erreichen. Der Erfindungsgabe ist ein ziemlich weiter Spielraum überlassen. Die Zuschauer zu fesseln, gelingt schon deshalb ziemlich leicht, weil man sie zunächst durch Verdunkelung

Digitized by Google

des Raumes in eine erwartungsvolle Spannung versetzt. Und nun kommt es hauptsächlich darauf an, daß die Lichtquelle richtig ausgenützt wird. Eine Kerze eignet sich am besten. Lampen sind deshalb nicht recht geeignet für die Verwendung bei Schattenspielen, weil die Zylinder und Glaskörper das Licht zerstreuen, was bei der Zimmerbeleuchtung auch der gewollten Absicht entspricht. Die Schatten fallen aber infolgedessen verschwommen und haben keine scharfen Ränder. Die einfache brennende Kerze ist demnach die geeignetste Lichtquelle, falls nicht eine Laterna magica oder ein elektrischer Projektionsapparat zur Hand ist.



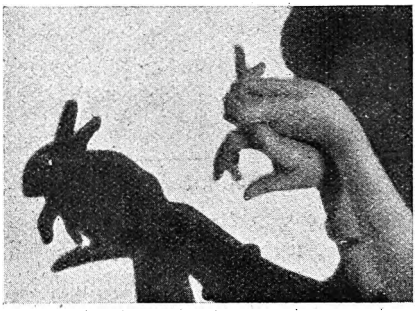
Freund Reineke-Fuchs.

Ein Stier.

Außer der Kerze darf im Zimmer kein Licht brennen; damit sich die Zuschauer vor dem Spiel ein wenig an das Halblicht gewöhnen, zündet man die Kerze erst an, wenn man für den Schauplatz der Schattenspiele, für eine leuchtend weiße Fläche gesorgt hat. Die tapezierten Wände sind meist nicht günstig dafür, zumal sie mit Bildern und sonstigem Wandschmuck behangen sind. Das beste ist für diese Zwecke ein weißer Wandschirm, den man aus einem

Digitized by Google

meterlangen und etwa ebenso breiten Musselinstoff anfertigt und auf einen leichten Holzrahmen in der Art eines Stickrahmens ausspannt. Noch einfacher ist es, den Stoff mit je einem Stab oben und unten zu versehen und wie eine Wandkarte aufzuhängen. Diese „weiße Wand" hat den Vorteil, sich leicht aufrollen und gut aufheben zu lassen, ohne unsauber zu werden.



Das putzige Kaninchen.

Sind in Augenhöhe und in der gleichen Entfernung wie die Aufhängeringe der Stäbe keine Nägel vorhanden, so befestigt man, das Einschlagen von Nägeln mit Rücksicht auf die Tapete vermeidend, an beiden Enden des oberen Stabes eine je einen Meter lange Schnur, zieht diese durch einen Ring und versieht ihre beiden Enden mit einem Gewicht ungefähr halb so schwer wie der Rahmen. Nun kann man ohne Verunzierung der Wand unter Benutzung vorhandener Bildernägel die Wandkarte aufhängen und in die erforderliche Sichthöhe ziehen. Schließlich genügt es auch, ein weißes Tischtuch an passender Stelle von zwei Helfern halten zu lassen. Eine einfachere Spieleinszenierung ist kaum denkbar.

Nun stellt sich der Schattenspielkünstler zwischen Kerze und Schirm; nicht genau in die Mitte, sondern etwas näher an die weiße Fläche. Darauf ist gleich zu achten, daß nur die Schatten der spielenden Hände,

Digitized by Google

nicht etwa auch die des ganzen Körpers auf der weißen Fläche sichtbar werden. Und nun ans Werk! Nach einigen launigen Einführungsworten, noch während der Verdunklung gesprochen, zündet man die Kerze an und beginnt die Vorstellung. Aus Tier- und Menschenreich kann der geschickte Darsteller possierliche und gravitätische, bekannte und seltsame Gestalten auswählen. Anfänger beschränken sich begreiflicherweise fürs erste auf die einfachsten Formdarstellungen und wählen besonders solche, bei denen die Wirkung durch Zuhilfenahme kleiner Hilfsmittel unterstützt wird. Eines der leichtesten Schattenspiele ist das von Freund Reineke. Die ausgestreckten dritten und vierten Finger der flach zusammengelegten Hände dienen dazu, die Oberkiefer, die beiden fünften Finger den Unterkiefer der langen und spitzen Fuchsschnauze zu erzeugen. Und die Daumen formen die gespitzten Ohren des klugen Rotpelzes. Daß ihn Beutegier erregt, zeigt der geöffnete Rachen und das wiederholte Auf- und Zuschnappen. Dann läßt man etwa den scheuen Meister Lampe auf der weißen Fläche erscheinen. Die Wiedergabe des Hasen gehört noch zu den leichteren Lei-

Die beiden Gänseriche.

Digitized by Google

stungen, obwohl sie schon größere Anforderungen an die Gelenkigkeit der Finger stellt. Ohne Fleiß ist wie überall auch hier kein Preis zu erringen. Es kostet einige Übung und Ausdauer, bis die Finger geschmeidig genug sind und, gefügig dem Willen des Schattenspielers folgend, ihre Aufgaben erfüllen.

Nachbar Klaus mit der Pfeife.

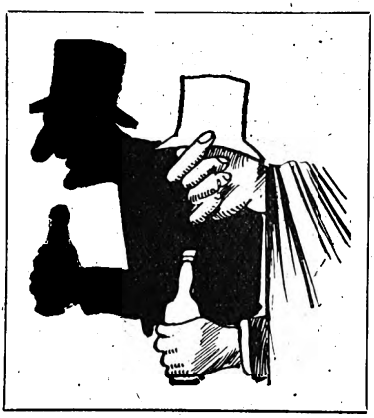
Es kommt zunächst darauf an, es dazu zu bringen, daß man jeden Finger unabhängig von den anderen bewegen kann. Als Vorübung versuche man beispielsweise bei geschlossener Faust allein den Ringfinger geradeaus zu strecken. Das will zuerst gar nicht recht glücken. Man ist verblüfft, wie weit man davon entfernt ist, Herr über seine eigenen Finger zu sein. Hat man aber die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden, dann macht es viel

Vetter Michel.

Digitized by Google

Spaß, zu schwereren Schattenkunststücken fortzuschreiten. Der Kopf des Hundes macht noch verhältnismäßig geringe Not, weil dazu nur eine Hand erforderlich ist; obwohl es schon nicht ganz einfach ist, die Öffnung für das Auge an rechter Stelle zuwege zu bringen, und der gekrümmte Finger, der den Unterkiefer formt, erfüllt seine Aufgabe erst nach längerem Üben. Bei der Hauskatze gilt es, Zeigefinger und kleinen Finger zusammengebogen aufzurichten, während die beiden mittleren niedergehalten werden. Erheblich höher ist die Kunstleistung bei dem gedrungenen Bulldoggenkopf, beim Geißbock, Elefanten, Nashorn und dem brummigen Ochsen. Der aufwärts fliegende Vogel gelingt vielleicht ein wenig leichter, auch der Schwan, bei dem allerdings

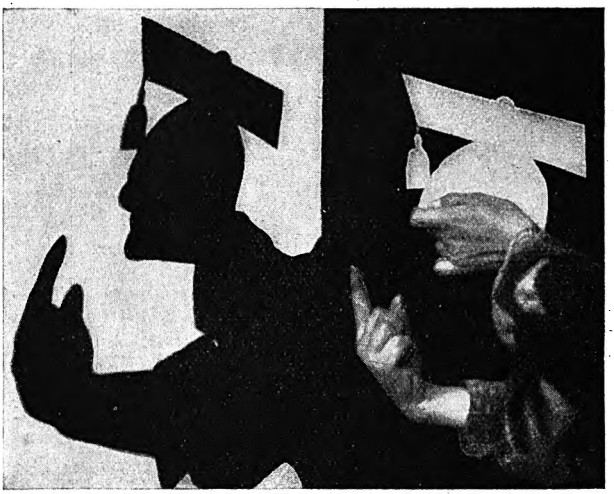
Der Indianer.



Der Trunkenbold.

Digitized by Google

Kopf und Arme mitwirken müssen. Sind die begleitenden Worte gut gewählt, so helfen sie unaufdringlich dem Verständnis beim Zuschauer nach. Später geht man zu Charakterdarstellungen über wie die des Vagabunden mit der keineswegs klassischen Nase oder des alten ziegenbärtigen Uncle Sam. Bei Wiedergabe kom-



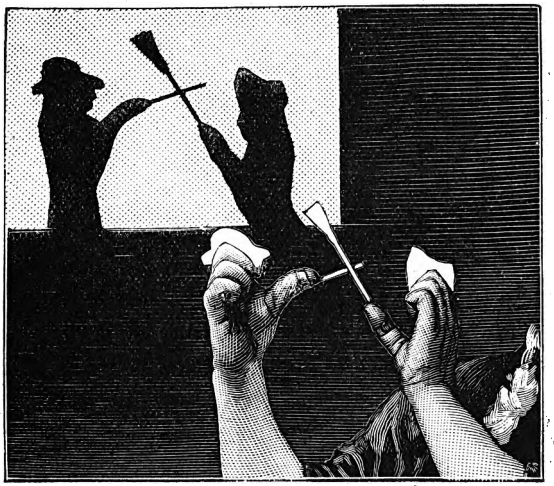
Der Herr Magister.

plizierterer Köpfe muß man zur Darstellung Pappe zu Hilfe nehmen, so beim Zylinder und dem Bart eines alten Herrn. Man fertigt sie aus steifem Papier oder Pappe.

Ist das erste Ziel erreicht, daß die Wiedergabe von Bildern aus Tier- und Menschenreich mit treffender Deutlichkeit gelingt, so gilt es, durch Wiederholungen und immer wieder erneute Übung derartiger „Vorstellungsnummer" so lange die eigentliche Vorstellung

Digitized by Google

vorzubereiten, bis man jedes Schattenbild gewissermaßen auswendig gestalten, das heißt sicher und rasch das schwarze Bild an der weißen Wand hervorrufen kann. Bereiten schon die ersten geglückten Versuche viel Freude, so vollends die allmählich gewonnene Geschicklichkeit, die, vereint mit einiger Erfindungsgabe,



Das Kasperltheater.

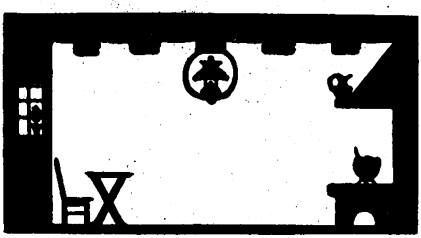
überraschende Abwechslung ermöglicht. Bewegung in die Bilder zu bringen, eine gewisse dramatische Belebtheit — Wort und Bild in bestem Einklang sich ergänzend in Vers oder Prosa — zu schaffen, das sind Aufgaben, die den Schattenspielkünstler in der Familie immer mehr anreizen und im vertrauten Kreis herzlichste Vergnügtheit hervorrufen. Mit den denkbar geringsten Mitteln, aber aus eigenen Kräften und in lebendigster persönlicher Beziehung schafft man mit

Digitized by Google

den Schattenbildern eine Menge Freude für die Kleinen und auch für die Großen, die im Herzen noch jung geblieben sind.

Wer nun Lust und Neigung dazu haben sollte, mit einem richtigen Schattentheater sich und andern Freude zu bereiten, der muß allerdings noch mehr Geschick aufbieten, als zu den schlichten Schattenspielen nötig ist. Zum Schattentheater gehört zunächst ein mit Leinwand bespannter rechteckiger Rahmen, den man aus fingerstarken Latten in einer Größe herstellt, daß er in den oberen Teil einer Zimmertüre hineinpaßt. Für die Höhe genügt ein halbes Meter. Die über den Rahmen gespannte weiße Leinwand muß straff sitzen und darf weder Nähte noch Flecken geben; sie wird an den Rändern festgenagelt. Den unteren Teil des Türrahmens verhängt man dicht mit Tüchern. Bei der Vorführung sitzen die Zuschauer im danebenliegenden dunkeln Zimmer; der Spieler im andern Raum, in dem das schattenerzeugende Licht brennt.

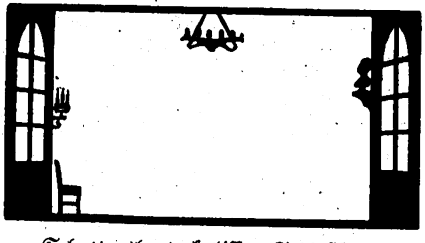
Schattentheaterkulisse: Wald.



Schattentheaterkulisse: Bauernstube.

Digitized by Google

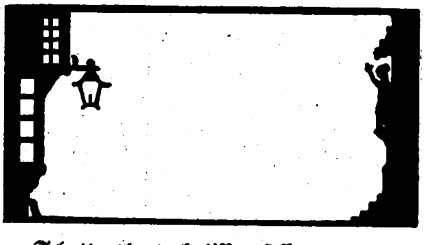
Zur Theaterausstattung gehören noch Bilderrahmen, die aus Pappdeckel geschnitten werden, je nachdem es die Szenen erfordern. Eine Abbildung läßt erkennen, wie diese „Kulissen" hinter der Leinwand befestigt werden. Oben hängt man sie an Nägeln auf, die in den Holzrahmen geschlagen sind. Dazu schneidet man in die Kulissen Löcher, um sie an den Nägeln aufzuhängen.



Schattentheaterkulisse: Schloßsaal.

Die unteren Teile heftet man mit Reißbrettnägeln fest, da unten keine Nägel vorstehen dürfen.

Sind die Puppensilhouetten ausgeschnitten, dann befestigt man sie an dünne Stäbchen. Will man recht lebendig wirkende Schattenbilder hervorrufen, so können die Puppen in den Gelenken beweglich gemacht werden.



Schattentheaterkulisse: Offener Platz.

Beim Spiel müssen die Puppen dicht an der Leinwand entlanggeführt werden; ebenso ist es nötig, daß die Kulissen stets dicht an der Leinwand anliegen. Das Aufzeichnen der Kulissen und der Puppen erfordert einige Begabung. Aber es gibt ja Hilfsmittel genug, denn die heute so beliebte Schattenrißkunst bietet allerlei Vorbilder.

Digitized by Google

Bei einiger Phantasie fällt es nicht schwer, sich geeignete Stoffe zur Vorführung auszudenken. Recht gut eignen sich Kasperlstücke, aber auch Märchen lassen sich gut vorführen. Dazu wählt man entweder Bearbeitungen solcher Stoffe für Kindertheater, oder man liest Märchen abschnittweise vor; in den Pausen wechselt man die Kulissen aus.

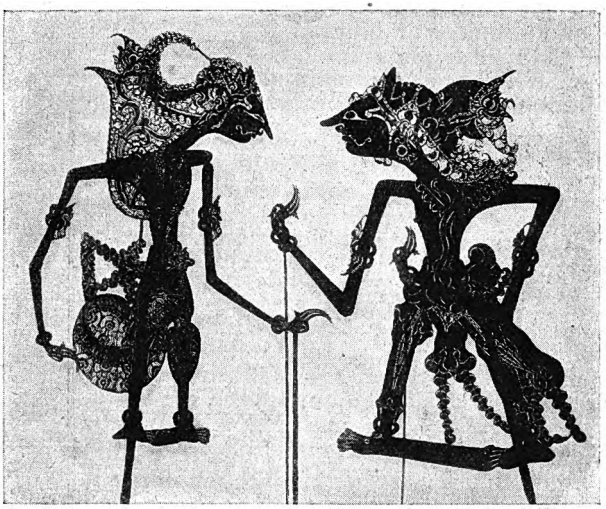
Puppe für ein Schattentheater.

Soll alles recht hübsch geraten, so beteiligen sich an der Vorführung zwei Spieler; am besten ist's, wenn die Rollen auswendig gelernt und gesprochen werden, wobei die Spieler zugleich die Puppen leiten. Noch besser ist's, wenn andere das Stück vorlesen, wozu man die Rollen verteilen kann. In diesem Falle müssen die Puppenvorführer den Inhalt gut beherrschen, damit alles erfreulich klappt. So läßt sich vom einfachen Spiel mit Händen, Fingern und Ersatzstückchen das Schattentheater so erweitern, daß mehrere Personen zusammenarbeiten, wobei der gegenseitige Eifer anspornend wirkt. Ein schlichtes häusliches Vergnügen läßt sich so schaffen. Und daheim ist's doch am schönsten!

Schattenspiele sind übrigens uralt. Schon im zwölf-

Digitized by Google

ten Jahrhundert sind sie aus dem Osten, aus Indien, Java und China in die Länder des Islams und von da über Italien im siebzehnten Jahrhundert nach dem europäischen Norden gelangt. In Paris pflegte im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts besonders

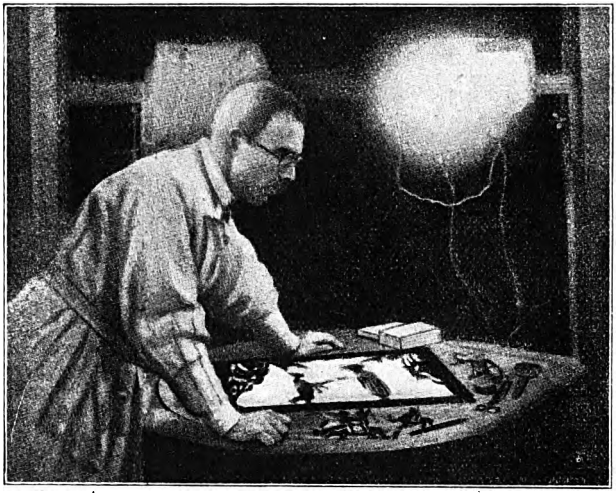


Javanische Wajangpuppen für Schattenspiele, aus Büffelleder angefertigt, reich bemalt und vergoldet.

der Schauspieler Seraphin diese „schwarze Kunst", die dann bei uns später von den Romantikern wie Brentano, Justinus Kerner, Mörike und Pocci, die Texte für Schattenspiele verfaßten, eingeführt wurde. In Java spielt das dort Wajang benannte Schattenspiel eine große Rolle im Volksleben. An keinem Fest darf es fehlen, so wenig wie das eigentümliche Gamelangorchester. Man beschränkt sich nicht nur darauf,

Digitized by Google

Schattenbilder auf die weiße Wand zu werfen, wozu man nicht die Hände, sondern aus Büffelhaut geschnittene bemalte Figuren benützt; die Hauptsache ist die Dramatisierung. Das Schattenspiel nähert sich dem Marionettentheater. Die Arme der Figuren, die



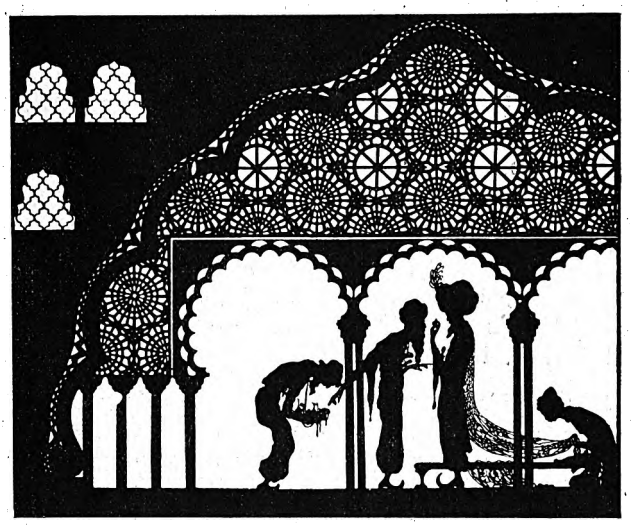
Herstellung einer Szene aus dem von E. M. Schumacher geschnittenen Silhouettenfilm „Kalif Storch" der Colonna-Film G. m. b. H. an einem von oben beleuchteten Tricktisch.

auf einem Holzreck stehen, werden mittels Holzstäbchen bewegt. Und den Inhalt der Vorführung bilden die das ganze Volk beschäftigenden denkwürdigen Ereignisse der Vergangenheit aus den großen indischen Epen und Sagen.

Unsere älteren Leser werden sich an den Aufsatz: Von der Zauberlaterne zum Kino von Ottomar P. Geyer im ersten Band des Jahrgangs 1922 erinnern. Darin wurde ja ausgeführt, daß der Vor-

Digitized by Google

fahr der modernsten Volksunterhaltung, der „Flimmerkiste", die Zauberlaterne gewesen ist. Von einfachen Schattenbildern ging man dazu über, diese untereinander zu verbinden zu einer gewissen Reihenfolge, indem man abwechselnd zwei Laternen ver-



Szene aus dem Silhouettenfilm „Kalif Storch" der Colonna-Film G. m. b. H.

wandte. Was beim Drehen der Spindel und des Kreisels schon in frühesten Zeiten beobachtet war, daß nämlich bei rascher Umdrehung sich die Einzelbilder zum geschlossenen Eindruck einer beweglichen Gestalt verbinden, das wurde dann zur Grundlage für vervollkommnete Bildervorführungen in Wundertrommeln und Wunderscheiben verschiedenster Art. Die Photographie ermöglichte dann, in der Herstellung kür-

Digitized by Google

zester Aufnahmen, durch die Momentaufnahme zu einer fortgesetzten, täuschend natürlichen Lebendigkeit der Bilderfolgen zu kommen. Und das Endergebnis war nach mancherlei Wandlung der Film. Und in der Filmkunst beginnt neuerdings die Silhouette, also die schwarze Bilddarstellung, den Zuschauern zu gefallen.

Der Eindruck, den die ersten Silhouettenfilme hervorriefen, erinnerte stark an die Wirkung im alten Schattentheater. Der Operateur photographierte wirkliche Menschen als Spieler, die er so aufnahm, daß lediglich die flächenhaften Silhouetten der Gestalten — schwarz auf weiß — auf dem Filmband festgehalten wurden, die dann auf der Bildfläche beweglich erschienen. Bald suchte man jedoch über die Wirklichkeit hinauszugelangen, da an den so zustande gekommenen Aufnahmen vieles zu „wahr" — zu naturalistisch wirkte. Da begann nun Arbeit für die freischaffenden Künstler, die durchaus nicht so leicht und mühelos vor sich gehen kann wie Aufnahmen lebender Akteure. Um Bewegung der Gestalten vorzutäuschen, wäre nötig gewesen, jede Figur in einer ganzen Reihe von hintereinander folgenden Stellungen und Bewegungen aufzunehmen und auszuschneiden. Da erinnerte man sich der beweglichen Figuren der javanischen Schattenspiele, schnitt zunächst die Gestalten aus Pappe, später aber aus Bleifolien und richtete die Silhouetten an Armen und Händen, Beinen und Füßen sowie an den Köpfen so ein, daß sie an Scharnieren in den Gelenken bewegt werden konnten. Nun war es möglich, die Figuren hintereinander in jeweils nach Absicht veränderten Stellungen aufzunehmen, damit beim „laufenden Film" der Schein des Belebtseins vorgetäuscht wurde.

Digitized by Google

Eine unserer Abbildungen zeigt, wie aus dünnen Bleifolien hergestellte, in den Gelenken bewegliche Silhouetten auf einem von oben beleuchteten Tisch photographisch festgehalten werden. Man wählte die Bleifolien, weil sie wegen ihrer Schwere glatt auf dem Papier liegen und bei der Aufnahme scharfe Ränder erzielt werden. So hat man das alte Schattenspiel auch in die Filmtheater, allerdings nur zur Abwechslung im sonstigen Programm, eingeführt. Und diese künstlerisch reizvollen Darbietungen haben ihre Liebhaber gefunden. Mit dem realistischen Film verglichen, erscheinen die schwarzflächigen, beweglichen Schattenbilder zunächst als Rückschritt. Trotzdem fühlen sich gewisse Kreise davon angezogen und gefesselt. Wie geht das zu? — Was so rasch Beifall findet, muß eine tiefere Begründung haben. Und die liegt in dem Geheimnis auch der Wirkung der einfachsten Schattenbilder, von denen wir oben sprachen. Die allzuweit gelungene Wirklichkeit, die naturalistische Vollendung der Filmbilder läßt ein Bedürfnis der menschlichen Seele unbefriedigt, der eigenen Phantasie. Vom Silhouettenspiel weiß jeder, daß es nicht naturgetreue Wiedergabe bestimmter Ereignisse und Vorgänge ist, sondern ein aus der Phantasie des Künstlers entstandenes Werk. So lösen sie auch den Beschauer vom Druck der Wirklichkeit und lassen ihn aufatmen in der Freude am mit- und nachschaffenden Spiel der eigenen Phantasie, die durch die Schattenbilder angeregt wird. Solches Regen der eigenen Gemütskräfte in schlichter Natürlichkeit, solches Feierabendglück tut uns not und hilft auch zu neuem, kräftigem Schaffen im Tagewerk.

Digitized by Google

Ein Abenteuer

Erzählung von K. Spindler

Erik Ulfers war der wohlhabendste aller Seilermeister, die um 1780 Taue flochten. Weit und breit konnte man am Meeresufer wandern, in großen und kleineren Städten fragen, wer die besten Taue zum Kauf bot, überall hörte man den Namen Ulfers.

Erik galt als der Angesehenste in der Zunft, wie das schon sein Vater gewesen war. Er lebte in guter Freundschaft mit dem Segelmacher Jens Maartens, der, nicht weniger reich als Erik Ulfers, recht wohl wußte, weshalb sie einander Treue hielten. Der Seiler war vor neun Jahren mit einem Sohn gesegnet worden, der recht gut gedieh, und er wartete immer darauf, daß Jens Maartens eine Tochter beschert werden möge, die einst als Frau seines Sohnes Welf vor dem Altar stehen sollte. Da kam der langerwünschte Tag, an dem der Segelmacher zur Taufe rüstete. Erik Ulfers stand in der Kirche vor dem Taufstein und betrachtete, zufrieden mit Gott und der Welt, das niedliche Wesen in dem spitzenbesetzten Steckkissen, das jetzt den Namen Gunda Maartens erhielt und später einmal Gunda Ulfers heißen würde.

Hoch ging es beim Taufschmaus her, das Haus faßte die Gäste kaum, die vergnügt miteinander tafelten. Spät war es geworden, da saßen die alten Freunde allein in einer Stube, leerten die letzte Flasche, tranken sich weinselig zu und beschlossen, ihr Geld auf einen Haufen zu legen. So feierten sie am Tauftag Gundas die Verlobung des noch in den Windeln liegenden Kindes mit Welf Ulfers.

Digitized by Google

Aber es dauerte nicht lange, da gab es eine Überraschung. Dem Seiler Erik Ulfers wurde noch ein Sohn geboren, den er auf den Namen Ditlev taufen ließ.

Die alten Freunde meinten, eine seefeste Ehestandsfregatte gebaut zu haben, mit Segeln und Tauen aus ihren Werkstätten und befrachtet mit eigenem Golde. Aber der unerwartete Nachzügler Ditlev störte doch ein wenig die Fahrt in den Hafen.

Die Zeit verging und der kleine Ditlev wuchs gut heran. Selten sah man Brüder so verschiedenen Wesens. Ditlev war immer lustig, zu allerlei Bubenstreichen geneigt, und Welf verdrossen. Und je älter beide wurden, umso mehr zeigte sich, wie ihre Naturen anders geartet waren. Ditlev, ein hübscher Bursch, zog die Mädchen an; er plauderte gern, trieb kurzweilige Scherze mit allen, ohne dabei sein Herz zu verlieren. Welf war der unbeholfenste Bräutigam, den man sich denken konnte. Gunda, die vor kurzem ihren siebzehnten Geburtstag gefeiert hatte, sah den nun ein paar Monate über sechzehn gewordenen Ditlev gern, viel lieber als den bedächtigen Verlobten, und sie verbarg das gar nicht und sagte es frischweg, ohne Scheu.

Da wurden die väterlichen Weißköpfe heiß. Erik Ulfers und Jens Maartens brausten auf und beharrten dabei, daß die Verlobung so fest stünde wie am ersten Tag. Gunda müsse Welfs Frau werden, denn die Väter wollten weder vor den Leuten und noch weniger vor sich selber als Narren gelten.

Zwischen seinen vier Wänden sagte der Segelmacher zu seiner Tochter: „Was fällt dir ein? — Welf ist ein Mann, Ditlev ein grüner Junge! Welf hat Ehrgeiz,

Digitized by Google

er ist Kaufmann geworden und wird bald unter den Schiffsreedern angesehen sein. Ditlev ist ein gemeiner Matrose! Welf hält sein Geld zusammen; Ditlev verschwendet seine Groschen; ein wüster Kerl ist das! Darum bekommt Welf das väterliche Vermögen und Ditlev nur einen dürftigen Teil. Und darum wirst du Welf nehmen. Verstanden!"

Gunda weinte. Reden wollte sie nicht, denn sie kannte ihren Vater und wußte, daß seine Taue hart gedreht waren; nahm er ein Stück davon in die Hand, so ging das nie gut aus.

Ditlev weinte zwar nicht, als der Seiler, der nicht gern viel redete, ihn derb abprügelte; aber ohne Zeit zu verlieren, ging er in die Schreibstube des Bruders und walkte Welf weidlich durch; dem Vater gleich, redete er dabei so gut wie nichts. Als ihm die Hiebe genug schienen, sagte er: „Das waren für jetzt nur Prügel. Wenn du aber Gunda heiraten willst, du Tintenkleckser, so harpuniere ich dich wie einen fetten Walfisch."

Vom Hause weg ging er in die nächste Stadt und bankettierte in den Kneipen. Schließlich mußte Vater Ulfers eine stattliche Rechnung für den rabiaten Burschen bezahlen und ihm alles verzeihen.

Welf, der feige Tropf, atmete wieder auf, so oft Ditlev mit seinen Seekameraden auf den Fischfang zog oder zu einer Fahrt an der Küste absegelte. Doch lange dauerte das nie. Der Unband kam meist unverhofft zurück, wie das Fieber, ehe man's erwartete, und allemal derber, ungeschliffener und verwegener.

Gunda war nun achtzehn Jahre alt, und Jens Maartens drängte zur Heirat.

Erik Ulfers lächelte absonderlich und sagte: „Die

Digitized by Google

Aussteuer für Welf ist noch nicht ganz fertig. Warte noch ein bißchen."

Gunda war nun fast neunzehn Jahre alt, und weil sie sich langweilte, fragte sie: „Wann heirate ich denn einmal?"

„Bald, oder gar nicht," brummte Vater Maartens verdrießlich. „Weiß ich, warum sich der alte Schleicher so herumdrückt. Schier reut mich mein Wort."

Gunda hätte sich glücklich gepriesen, wenn es so gekommen wäre, aber schon am Abend schien der Vater auf einen andern Ton gestimmt. Erik Ulfers hatte ihm vorher eine Menge schöner Dinge gezeigt, die alle Welf gehören sollten.

Da stand in der breitesten Gasse ein prächtiges Haus, blendend weiß gestrichen, die Fenster grün umrändert. Dahinter ein Garten mit Blumen und Brunnen. Ein Gewölbe voll von Waren hatte Jens Maartens gesehen und eine stattliche Schreibstube mit Pulten, eine eiserne Geldtruhe, gestopft mit Gold und Silber. Und die ganze Herrlichkeit gehörte Welf ganz und gar.

Vom Hause weg waren die alten Freunde nach dem Hafen gegangen, zur Werft. Da lag auf dem Stapel das stattlichste Schiff, ein nagelneuer Zweimaster, hell angestrichen, daß es strahlte, und trefflich geteert. „Hier siehst du meines braven Welf eigenes Schiff," prahlte Erik Ulfers, „das soll ihm Geld und Gut ins Haus bugsieren ohn' Unterlaß und deiner Tochter zu Ehren ‚Gunda' heißen."

Mit dieser Höflichkeit Ulfers bohrte er Jens Maartens letzten Groll in den Grund. Der Alte sagte denn auch: „Gut, und an dem Tage, da dies Schiff vom Stapel gelassen wird ..."

„... heiratet mein Welf deine Gunda."

Digitized by Google

Zur gleichen Stunde schwamm Ditlev auf unsicheren Wellen, ahnungslos, welche Havarie sein Glück bedrohte. Gunda dachte wohl an Ditlev und fühlte sich unglücklich. Aber die Eitelkeit war doch stärker. Eine reiche Kaufmannsgattin und eine arme Matrosenfrau! Da gab es keine lange Qual. Welf trug schöne Kleider, seine Hände waren weich; Ditlev steckte in einem Kamisol von grobem Segeltuch, ein Knecht, dem jedermann befahl. Welf trank meist nur Zuckerwasser und gönnte sich kaum dann und wann eine Zigarre. Ditlev goß Punsch durch die Gurgel und qualmte unablässig abscheulichen Knaster. Gunda hatte sich mit ihrem Geschick abgefunden. Und wenn die heimliche Liebe ein oder das andere Mal sich doch noch im Herzen regte, jagte der Verstand solche Gefühle in den hintersten Winkel.

Da brach ein Tag an, wie er nur selten einmal an der See ist. Allenthalben war Licht und Wärme, und damit die Sonne nicht gar zu heiß schien, wehte vom Meer her ein leises, frisches Lüftchen, daß kleine Wogen sich kräuselten und blau glänzten wie der Himmel. Das Schiff, auf dem Ditlev diente, näherte sich vollgepfropft dem Hafen. Ditlev Ulfers und seine Kameraden, nachdem sie die Segel heimwärts gerichtet und ihre Arbeit getan, lagerten auf dem Verdeck und freuten sich, bald an Land zu kommen.

Glocken läuteten, Musik mit Trompeten und Pauken hörten sie, und wie sie in den Hafen steuerten, flaggten alle Fahrzeuge, alle Rahen saßen voll Menschen, und mitten in dem Trubel wackelte, taumelnd von dem Ruck, der es in die Fluten stieß, bewimpelt von oben bis unten, ein nagelneues Schiff. Noch dampften die

Digitized by Google

Rinnen der heißgelaufenen Stapelbahn, noch purzelten auf dem Verdeck neugierige Landratten durcheinander, da rief ein Matrose: „Ohe, ohe! Wie heißt die Brigg? ‚Gunda' hat man sie getauft!"

Indes klang das Geläute wieder vom Kirchturm. „Jetzt werden sie getraut," riefen Leute und rannten nach der Stadt zu.

„Ohe, ohe! Wer hält Hochzeit?"

„Die schöne Gunda!"

„O weh, o weh, wem gehört die Brigg?"

„Dem reichen Welf Ulfers."

„Führe ihn der Satan über Teufels Bord, samt Braut und Brigg!"

Wild fluchte der zornige Ditlev. Mit einem Plumps lag er im Wasser. Er wollte sich selber ersäufen, weil er den Bruder und die Schwägerin nicht ertränken konnte. Sein Schlafkamerad sprang ihm nach, holte ihn aus dem Wasser und redete Ditlev so lange zu, bis er Vernunft annahm, in einer Kneipe einkehrte, schlemmte und tobte, als hätte er nie eine Geliebte gekannt.

Seit der Hochzeit waren vierzehn Tage vergangen, als Ditlev im besten Schifferstaat zu Welf in die Schreibstube kam. Sein Gesicht war ernst, aber er blieb ruhig und sagte: „Fürchte dich nicht, Welf, ich will dich weder prügeln noch harpunieren. Gott hat zugegeben, daß du Gunda zur Frau bekamst, so mag's denn in Himmels Namen dabei bleiben. Für meinen Schmerz und Verdruß will ich aber was haben. Dein Schiff, die ‚Gunda', wird nächstens die Anker lichten und bei den Mohren Goldstaub oder Ebenholz einladen. Mach' mich zum Kapitän der

Digitized by Google

‚Gunda‘. Ich versteh' mein Handwerk besser, als man glaubt, und werde gewiß darauf bedacht sein, daß der ‚Gunda‘ kein Unglück widerfährt."

Welf blieb kühl. „Ich habe schon meinen Kapitän."

„So mache mich zu seinem Leutnant!"

„Den hab' ich auch schon."

„Aber du brauchst doch einen Oberbootsmann."

„Der ist schon ernannt."

„Und der Steuermann?"

„Ich hab' ihn gedungen."

„Und wenn ich auf der ‚Gunda‘ als letzter Matrose dienen müßte, so . . ."

„Kommst du zu spät. Mein Schiff ist bis zum letzten Küchenjungen bemannt. Gott befohlen, such' dir einen andern Dienst und beßre dich!"

Ditlev maß mit zornigen Augen den Bruder von oben bis unten, schaute ihn bitterbös an und ging trotzig weg. Draußen knurrte er vor sich hin: „Und wenn eine Legion Teufel an Steuer- und Backbord säße, ich segle doch mit der ‚Gunda‘ nach Afrika."

Damit sein dumpfes Gehirn geschmeidiger würde, trank er steifen Grog; das Herz aufzurichten, goß er glühheißen Punsch durch die Gurgel, und die Glut machte ihn federleicht wie einen Luftballon, daß er in die finstere Nacht hinaustanzte, als wäre sie von tausend Kronleuchtern erhellt. Er war außer sich vor Wohlbehagen, er hätte sich auf einer Bombe in die Wolken schleudern lassen, in eine Nußschale gezwängt und sich auf der Spitze des Großmastes auf den Kopf gestellt und mit den Beinen nach dem Mond gestoßen.

Laternen wandelten mit ihm, wo er torkelte; die führten ihn zum Hafen. Da schrillten Pfeifen, kreischten und ächzten Räder und Winden. Die „Gunda"

Digitized by Google

nahm die letzte Fracht an Bord, sollte beim ersten Morgenlicht den Hafen verlassen.

Ein Kahn wollte vom Ufer stoßen. Der Bootsmann schrie Ditlev an: „Ohe, schläfriger Matrose! He, bist du's? Kommst du endlich daher, bist der letzte, du junger Schlauch. Spring herein, eil' dich, oder ..."

Der Bootsmann schwang ein Tauende, Ditlev ließ sich's nicht zweimal sagen, hüpfte in den Kahn, er griff rasch in die Ruder, und bald legten sie unter einer Brigg an. Ja, sie war's, die „Gunda", mit wallenden Wimpeln, schneeweißen Segeln und Masten, die Stangen mit vergoldeten Knöpfen geziert. Ditlev war an Bord, indes ein Trunkenbold, den man im Zwielicht für ihn angesehen, in irgend einer Kneipe Rausch, Dienst und Glück verschlief.

Ditlev fühlte sich glücklich, auf der Brigg zu fahren, die seiner Geliebten Namen trug. Ihm war, als ginge er mit der Gunda auf einer grünen Wiese spazieren und als hüpften Lämmer um sie her statt schäumende Wellen.

Der Kapitän wunderte sich, da ihm am hellen Tage der fremde Matrose auffiel, aber nun war's zu spät. Er sah ihn scharf an und sagte: „Du sollst ein böser Junge sein, Ditlev, wenn auch ein guter Matrose. Aber auch ich bin böse wie ein Wolf und bin mit schlimmeren Burschen fertig geworden. Achtung also! Mit Gott fahrt aus!"

Die Brigg war nur noch als kleiner Punkt am Meeresrand sichtbar, als Gunda Ulfers aus dem Schlummer erwachte und bitterlich zu weinen begann, daß die Kissen von ihren Tränen feucht wurden.

Welf, ihr Gatte, fragte ruhig: „Was habt Ihr, Gunda?"

Digitized by Google

„Ich denke an Euern Bruder."

Das ärgerte den Tintenkleckser und er murrte: „Laßt die Narrheiten sein, ich rate Euch gut."

Gunda war nicht willens, klein beizugeben. Sie sagte: „Gewiß bin ich eine Närrin. Wahrlich, es ist meine größte Torheit gewesen, daß ich Euch geheiratet habe. Euern Bruder liebte ich, und gewiß hat er sich vor Herzeleid ins Wasser gestürzt."

Dazumal saß den Männern die Hand noch locker im Gelenk, und so gab der Kaufmann seiner Gattin eine Ohrfeige.

Gunda weinte desto mehr und mochte ihn noch weniger leiden. So brachte jeder Tag mehr Tränen und Ohrfeigen und immer weniger Liebe, bis an einem Morgen Gunda ihr Herz hart wie einen Kieselstein fand und dachte: „Warum soll mich Welf ständig ärgern? Ich will ihm auch einmal die Hölle heiß machen."

Frisch! Der Wind setzt um; die Segel los! Es knackt und knarrt der Mast. Laßt euch treiben unbekümmert vor dem Wind. Der Kiel schneidet die Flut; legt sich auch der Bord zur Seite, die Richtung bleibt gerade, und das Log haspelt gut.

Die schöne Gunda daheim und die „Gunda" auf dem Meer, beide steuern trefflich, weil die eine dem flinken Ditlev gehorcht und die andere den plumpen Welf Ulfers drillt.

Ditlev war zum Steuermann der Brigg befördert worden, weil der für diesen Posten angeworbene Mann krank in seiner Koje lag. Und Ditlev blieb Steuermann, weil der Kranke auf offenem Meer starb und mit einer Kanonenkugel an den Beinen zur Tiefe geschickt wurde, die Korallenbänke zu hüten.

Digitized by Google

Die Geschäfte gingen herrlich, aber leider erkrankte einer nach dem andern am Fieber. Es schneite nur so das Elfenbein in das Schiff, Gold stäubte hinein, Baumwolle und Ebenholz fanden bald keinen Platz mehr, alles war vollgestaut von oben bis unten. Das war erfreulich. Aber erbaulich fand man es gar nicht, daß fast jeden Tag ein anderer von der Bemannung dem alten Steuermann ins Meer folgte, bis dem Kapitän für die eigene Haut bange wurde, und er befahl, die Brigg heimwärts zu wenden.

Ditlev wäre lieber irgendwo auf dem Meeresgrund gelegen, statt heimwärts steuern zu müssen mit so viel Hab und Gut für den geizigen Bruder.

Zuzeiten wünschte er einen tüchtigen Sturm, worin die Brigg mit Mann und Maus zugrunde ginge. Dann wäre ihm recht gewesen, wenn Seeräuber aufgetaucht wären, denen es leicht gefallen wäre, die „Gunda" als gute Brise zu kapern. Manchmal meinte er, es wäre nicht übel, wenn er unversehens das Schiff an irgendeine Heideninsel führen würde und dort bei den Wilden Großadmiral werden könnte.

Aber es kam kein Sturm, und auch Seeräuber erschienen nicht am Horizont. Mit jedem Morgen, wenn der Kapitän des Steuermanns Journal nachlas, punktierte er auf seiner Karte näher und näher zur heimischen Küste. Die Mannschaft, aufgezehrt von Fieber und Krankheit, lechzte nach Brot, frischem Fleisch und Gemüse.

In einer pechfinsteren Nacht kam es anders.

Die ermüdeten und sonst körperlich geschwächten Leute schliefen fast alle. Auch der Kapitän schlummerte.

Ditlev Ulfers hatte ein paar Gläser Grog durch die Gurgel gejagt und manövrierte schläfrig am Steuer.

Digitized by Google

Mit einem Mal blies der Wind ein großes Ding heran, schwärzer als Nacht und Meer, ein holländisches Kriegschiff von hundertzwanzig Kanonen. Das Schiff hielt so scharf auf die Brigg zu, daß der Zweimaster einen furchtbaren Stoß erlitt, um und um purzelnd, als sollte das Schiff sofort auf den Grund gehen.

Aus den Schlafstellen stürzten die Leute. Verzweifelt schrien sie durcheinander: „Schaluppe aus!“ — „Die Barkasse aus!“ — „Das Schiff sinkt!“

Wie durch ein Wunder gelang es, die Boote in die Flut zu lassen; Offiziere und Matrosen sprangen hinein, und das holländische Linienschiff, das dies Unheil angerichtet hatte, nahm alle an Bord, im Glauben, die Brigg sei im Schoße Abrahams gut aufgehoben.

Dann segelte das Kriegschiff nach dem Kap, fiel den Engländern in die Hände, die es zerschossen wie ein Sieb. Da zündete der Mijnheer seine Pulverkammer an und flog samt den Feinden gen Himmel. Dabei sausten auch die Matrosen der „Gunda“ mit empor, und die Geschichte hätte ein Ende, wenn Ditlev nicht zum Glück auf der „Gunda“ geblieben wäre, die, trotz der gewaltigen Anrempelung, nicht scheiterte, sondern nur nässer als gewöhnlich aus den Fluten tauchte.

An das Steuerrad geklammert, schlug Ditlev die Augen auf und wunderte sich, daß er nicht mit dem Kopf nach unten hing und die Füße zum Gewölk gereckt waren. Noch ward das Fahrzeug ein paarmal heftig geschüttelt, dann kam es ins Gleichgewicht und gehorchte dem Steuer, an dem Ditlev zuerst zaghaft hantierte.

Nun rief er seinen Wachtkameraden. — Keine Antwort. Er stieß in seine Pfeife. Nichts regte sich. Keine

Digitized by Google

Lampe brannte mehr. Schauerlich war die Finsternis, und die See ging hohl.

So oft eine breite Welle an die Schiffsflanken schlug, lief Ditlev eine Gänsehaut über den Leib; er dachte voll schlimmer Ahnungen: „Sicher treibe ich auf einem lecken Kasten, und wohl noch bevor es hell wird, muß ich ersaufen.“

Die Sonne ging auf und beschien freundlich das wunderbar erhaltene Fahrzeug, in dem nun Ditlev vom Deck an jeden Winkel durchsuchte. Nirgends ein Leck, aber auch nirgends ein Mensch. Das salzige Meerwasser hatte alle Waren verschont und nur ein paar Fässer Zwieback verdorben. Ditlev war allein auf der Brigg. Manch mutiger Mann hätte sich davor gegraust; er war lustig und wohlgemut. Kurz entschlossen ging er in des Kapitäns Kajüte, zog des Schiffsobersten Kleider an, frühstückte gut und trank eine Flasche Madeira.

Dann stopfte er sich eine Pfeife, prüfte den Kompaß und überlegte, ernsthaft vor der Karte sitzend, was zunächst zu tun wäre.

Gedanken an eine irgendwo liegende Insel, an der er landen könnte, huschten dann und wann durch sein Gehirn, aber leider wußte er nicht, wo so eine Insel zu suchen sei, und noch weniger klar war ihm, wo er hinfuhr. Da dämmerte ihm eine Ahnung auf, daß ein Kapitän doch nicht so mir nichts dir nichts vom Himmel falle und alles in der Welt ordentlich gelernt sein müsse. Trotz Himmel und Hölle hielt Ditlev sich tapfer, schlug sich allein einige Monate auf der See herum, stellte die Segel und hielt sich vorsichtig fern von unbekannten Ufern.

Gewahrte er durch das Fernrohr ein großes Fahr-

Digitized by Google

zeug, zog er wohlüberlegt die überall respektierte englische Flagge auf und blieb unbehelligt.

Spürte er irgendwo einen Seeräuber, gab er reihenum heftig Feuer aus den Kanonen, und die Korsaren trauten dem Seefrieden nicht.

Eines Tages sah er ein Handelsschiff, das unter deutscher Flagge segelte, und da er es herzhaft anrief, klang's von dort zu ihm herüber: „Vom Kap nach Kiel."

Ditlev übermannte das Heimweh, und er konnte gar nicht rasch genug ein Segel ums andere aufziehen, um dem eilig fahrenden Schiff zu folgen. Es gelang ihm, die Richtung einzuhalten, und bevor ein paar Tage vergangen waren, kannte er sich so weit aus, daß er sicher sein durfte, gut heimzukommen.

Von weitem erblickte er bekanntes Gestade, hielt das Steuer gut und segelte forsch dem Hafen entgegen.

Ditlev ließ Schuß auf Schuß aus seinem Geschütz donnern, kletterte wie ein Eichhörnchen Stange auf, Stange ab, versah alle Dienste, vom Marsklimmer bis zum Kieljungen, vom Kapitän bis zum Kanonier. Lotsen kamen auf stiller See heran, Zöllner am geräuschvollen Hafen, und ringsum gab es erstaunte Menschen, Freude und Bewunderung, als man hörte, wie ein Mann, Ditlev Ulfers, durch das weite Meer unerschrocken, mit sicherer Hand die „Gunda" allein geleitet hatte.

Nun wirbelte das Volk in Massen zum Ufer, und die Kommissäre schrieben schwarz auf weiß genau nieder, was Ditlev getan; und man versprach ihm das Ehrenkreuz, aber der König tat mehr, denn er gab es Ditlev Ulfers wirklich. Alle aber meinten, vom König bis zu den Lotsen und dem letzten Matrosen, daß nach

Digitized by Google

allen Schiffsgesetzen die Hälfte der reichen Fracht dem gehöre, der Schiff und Hab und Gut dem Besitzer gerettet.

Aber der geizige Welf dachte nicht im geringsten so, wie alle ehrlichen und rechtlichen Leute, und wo jedermann sich freute, stießen ihm Neid, Ärger und Mißgunst beinahe das Herz ab.

Erst zankte er sich garstig und heftig mit Ditlev, dann mit seiner Frau, die zu seinem tiefsten Verdruß offen Ditlevs Partei nahm. Zuletzt kam's zu einem großen Prozeß, denn der jüngere Bruder wollte ums Sterben nicht nachgeben.

Ditlev trumpfte den habsüchtigen, mißgünstigen Bruder tüchtig ab und beharrte vor Gericht darauf, er wolle eine von den beiden Gundas haben, entweder das Schiff mit einer halben Million oder ...

Welf schrie ergrimmt: „Nimm die andre, du stinkiger Tranfisch! Ich geb' sie dir herzlich gern, denn sie keift Tag und Nacht und schindet und plagt mich zu Tod!"

Ditlev lächelte boshaft und sagte: „Na, dann warte ich lieber noch ein Weilchen."

So kam's, daß man den Prozeß vertagte.

Gunda Ulfers hatte indes beschlossen, eine Stiftung für die Armen zu errichten, wenn Ditlev den Prozeß gewinnen sollte. Und da verging denn auch noch eine Weile, denn Anwälte und Richter in ihren Staatsperücken rieben sich noch lange aneinander, bis das Urteil endlich spruchreif war.

Welf verlor seinen Handel mit Bomben und Posaunen, und da er es vernahm, traf den vor Zorn Rasenden der Schlag.

So gewann der brave Ditlev auf einmal die schöne,

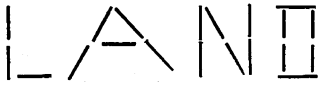
Digitized by Google

leibhaftige Gunda und ihre Namenschwester, die Brigg, samt allen Schätzen Welfs, des Seilers und des Segelmachers.

Ditlev und Gunda, verliebt, wie beide waren, sind sie es auch geblieben bis an ihr Ende. Und der geizige Welf, dem bei Lebzeiten die Hand so locker im Gelenk gesessen, lag so gut vergessen im Grab wie der alte Steuermann der „Gunda" in den afrikanischen Korallenbänken.

Streichholzaufgabe

Was würde ich tun, wenn ich



hätte? Lege neun Hölzchen um und nimm zwei fort, dann weißt du, was ich und viele wünschen.

.....

Palindrom

Vorwärts gelesen, wohne
Ich in heißer Zone.
Rückwärts kann ich Segen spenden,
Aber auch Verderben senden.

.....

Ergänzungsrätsel

. . vo . = Flußtal in der Ostschweiz, ... rnach = Stadt in Luxemburg, A . e . = biblische Person, L . . . l = Maler, Ka . he . . . = Möbelstück, ... od = Stadt in der Tschechoslowakei, Ga . . in = Sagenheld, So . o . h . r . = Schweizer Kanton, Ta . . . ne = Einkehrstätte, A . . e = Pflanze, J . . . e = Mädchenname.

Die Punkte sind durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen. Sie ergeben, im Zusammenhang gelesen, einen Spruch.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Unser drittes Preisrätsel

Termin für die Einsendung der Lösung ist der **15. Juli 1924.** An diesem Tage wird die Liste der Preisanwärter geschlossen und über die Preiszuteilung entscheidet das Los. Die Namen der glücklichen Gewinner werden im 13. Band veröffentlicht

Digitized by Google

Zur Beachtung
bei Einsendung der Lösung
unseres

dritten Preisrätsels

Wir weisen unsere Leser **nochmals besonders** darauf hin, daß nur solche richtige Lösungen für die Preisverteilung in Frage kommen, denen **eine Abonnementsbescheinigung** beiliegt. Das heißt also, eine Bescheinigung der Buchhandlung, des Kolporteurs oder einer sonstigen Stelle, von der die Bände bezogen werden, darüber, daß der betreffende Löser Abonnent des vollständigen Jahrgangs 1924 unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" ist. Eine Anzahl richtiger Lösungen des ersten und zweiten Preisrätsels konnten leider nicht für die Verlosung in Betracht kommen, da die Einsender obige Bedingung, auf die wir wiederholt besonders hinwiesen, nicht erfüllt haben. **Keine** Abonnementsbescheinigung für das **dritte Preisrätsel** brauchen **nur solche** Abonnenten, die schon beim ersten oder zweiten Preisrätsel eine Bescheinigung beibrachten, ferner alle Abonnenten, die ihre Bände **direkt** von unserem Verlag beziehen, was sie beim Einsenden der Lösung besonders bemerken wollen

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Wie gebildete Chinesen über Deutschland urteilen

Was man den Deutschen immer wieder sagen muß, sich im Ausland nicht aufzugeben, braucht man allerdings Engländern und Amerikanern nie einzuprägen. Selbstverständlich soll der Deutsche seine Volkszugehörigkeit nicht dadurch zu betonen suchen, daß dies in äußerlicher Weise zur Schau getragen wird. Noch weniger empfehlenswert aber ist es, als Gast in fremden Ländern alles unter dem Gesichtswinkel heimischer Gewohnheiten zu beurteilen und Forderungen zu stellen, die der Einheimische nicht zu erfüllen vermag. Dieser Zug ist englisch. Der Brite erwartet auch auf dem Gipfel des Gaurisankar einen englischen Basar zu finden, er hält es für selbstverständlich, dort jemand zu treffen, der seiner Sprache mächtig ist und der ihm englische Waren verkauft.

Im vorigen Jahrhundert schrieb Hoffmann von Fallersleben bissige Verse, in denen er Deutsche verspottet, die seiner Meinung nach zu viel aus der Heimat in die „Welt überm großen Teich" verpflanzen wollten.

„Halleluja! Halleluja!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
Schlendrian, Bocksbeutel und Perücken,
Privilegien, Sorgenstühl' und Krücken,
Hofratstitel und Konduitenlisten
Neunundneunzighunderttausend Kisten —
Weil es in der Neuen Welt
Sonst dem Deutschen nicht gefällt."

Spott ist meist billig. Weil die Deutschen zur Zeit unserer Großväter so vieles aus der alten Heimat mitnahmen, streiften sie ihr Deutschtum weniger rasch ab, als es später der Fall gewesen ist. Das

Digitized by Google

richtige Verhalten läge, wie bei vielen andern Dingen, auf einer mittleren Linie zwischen überheblichem Nationaldünkel und würdeloser Bereitwilligkeit, durch volle Preisgabe alles Deutschen zum „Völkerdünger" zu werden und so zum Gedeihen andrer Nationen beizutragen.

Nur zu leicht unterliegt der deutsche Durchschnittsmensch fremden Einflüssen, und je entschiedener Kultur oder Zivilisation im Auslande von allem heimisch Gewohnten entfernt sind, umso weniger wagt er, sein Wesen zu behaupten. Wenn englische Überhebung die Ursache ist, daß fremde Völker den Briten abgeneigt sind, so ist für Deutsche zu bedenken, daß die rasche Hingabe an andre Lebensformen ebensowenig geachtet wird, ja sogar Anlaß zur Geringschätzung bietet. Wenn aber jemand dazu neigt, die verlassene Heimat zu bekritteln oder gar zu beschimpfen, so wird er durch solch würdeloses Gebaren kaum Achtung gewinnen; denn man denkt sich, das kann kein besonderer Vogel sein, der sein eigenes Nest beschmutzt.

Nachdem Jahre hindurch in aller Welt bewußte Lügen über uns Deutsche verbreitet worden sind, fällt es vielen schwer, sich draußen richtig zu betragen, den rechten Ton, die passende Haltung zu finden, um vor falschem Urteil bewahrt zu werden. Es gibt Leute unter uns, die es eilig haben, alles als verfehlt und bedauernswert zu verleugnen, was hinter 1918 liegt. Man möchte den gesamten Werdegang der Geschichte am liebsten verleugnen, man haßt das historisch Bedingte und Gewordene und ahnt oder fühlt doch dumpf, daß vielverzweigte Nachwirkungen aus der Vergangenheit viel zu mächtig sind, um durch bloßes Verneinen leichthin abgetan werden zu können.

Gewiß sind die Unterschiede in den Lebensformen, ja der gesamten Art der Zivilisation, die sich im Vergleich zwischen Amerika und Europa entschieden aufdrängen, gar nicht zu übersehen. Die Neue Welt ist zwar nicht geschichtslos, aber ihr Werdegang kann in wesentlichen Zügen nicht mit dem Wachstum europäischer Kulturstaaten verglichen werden. Nicht nur dem Durchschnittsamerikaner geht deshalb das Verständnis deutscher Art und der nur aus der Kenntnis unsrer Vergangenheit begreifbaren Lage

Digitized by Google

ab. Das ist der Grund, weshalb man überm Ozean wohl nie zur Klarheit und gerechtem Urteil über deutsches Wesen und seine geschichtlich bedingten Probleme kommen kann. Völlig anders werden wir von gebildeten Chinesen beurteilt, denn China ist ein altes Kulturreich von besonderer Art. Weil China auf eine große Vergangenheit zurückblickt, ist man dort imstande, auch unsre Lage besser zu begreifen, womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß die Wertung bis in alle Einzelheiten immer richtig ist. Wer sich über das Verhältnis gebildeter Chinesen zu uns Deutschen unterrichten will, der greife nach dem Buch des früheren Reichskanzlers Georg Michaelis und lese seine „Weltreisegedanken". Michaelis wirkte um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Tokio als Lehrer der Rechts- und Staatswissenschaften. Im Frühjahr 1922 besuchte er Peking und erneuerte seine ostasiatischen Beziehungen. Er schildert in lebendiger Weise, wie besonders die chinesischen Studenten zu Deutschland stehen und sagt: „Das Interesse, das sie für Deutschland bekunden, hat aber auch seine inneren Gründe. Auch ihr Reich führt, besonders in den letzten Jahrzehnten, die sie kennen und von denen sie von ihren Vätern hören, einen ungleichen, schier aussichtslosen Kampf gegen die Vergewaltigung durch die Staaten der Welt. Innere Zerrissenheit wie in Deutschland lähmt die Widerstandskraft und macht auch sie zu Objekten der Willkür. Auch sie kennen die Sehnsucht nach Befreiung des staatlichen Eigenlebens von ungesunder Verquickung und Vermischung mit fremdländischem Wesen und doch nach Gleichberechtigung im internationalen Zusammenleben und nach friedlicher Lösung der Gegensätze. Sie sehen in der Geschichte der beiden Völker verwandte Züge und haben vor dem Volk Achtung, das sich Jahrtausende hindurch gegen seine Nachbarn behaupten mußte und immer wieder, in den Zeiten der Völkerwanderung, nach den Wirren des Mittelalters, nach dem Dreißigjährigen Kriege, nach der Niederwerfung durch Napoleon, emporraffte und im Streit der Waffen, vor allem aber im Kampf der Geister siegreich und bahnbrechend wurde.

Ich glaube, daß es die Chinesen ganz elementar empfinden, daß

Digitized by Google

die deutsche Art zu fühlen, zu forschen, den Kampf der Geister zu führen, zur Wahrheit hindurchzudringen, ihnen verwandter, kongenialer ist als die amerikanische. Es ist das Ungeschichtliche der Art ihrer Freunde aus den Vereinigten Staaten, was sie trotz der zweifellos großartigen Kulturarbeit der Amerikaner in ihrem Lande nach deutscher Hilfe ausschauen läßt. Die Amerikaner bringen das von ihnen als gut Erkannte als fertiges Exportgut auch auf geistigem und geistlichem Gebiete nach Ostasien und setzen ohne innere Bedenken und Schwierigkeiten voraus, daß es für China und Japan passe. Es ist das Mechanische, das ausschließlich Praktische, das sie propagieren, das nicht bloß auf dem Gebiet der Technik, des Verkehrs, bei der Gütererzeugung und ihrem Verkehr, sondern auch auf innerem und innerlichstem Gebiet herrschen soll, auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Ethik, der Religion.

Wenn wir in der Zukunft den Chinesen Ratgeber und Helfer sein wollen, müssen wir versuchen, ihnen auf den oft rätselvollen Pfaden der Eigenart ihres Wesens zu folgen. Sie fühlen, daß die amerikanische Modernisierungsarbeit ihre Eigenart auslöscht."

Deutlich ist hier gesagt, wie die ungeschichtliche Art der Amerikaner ein Volk von bedeutender Vergangenheit berührt, warum der Chinese kein innerliches Verhältnis zu den Männern der Neuen Welt zu finden vermag. Wie zum Entstehen freundschaftlicher Beziehungen unter einzelnen Menschen gemeinsame Wesenszüge und unter Geistigem verwandte Neigungen die beste Gewähr bilden zu fördernder Gemeinschaft, so ist es auch unter Völkern. Wir dürfen demnach in der Welt nicht überall erwarten, verstanden zu werden. Am wenigsten aber durch Verleugnung unsrer Eigenart. Wo die Gegensätze zu groß sind, besteht keine Hoffnung, wahrhaft freundschaftliche Beziehungen lebendig werden zu sehen. Und doch wird bei der Berührung mit Völkern ohne geschichtliche Vergangenheit der im Vorteil sein, dem es möglich ist, diesen Faktor zu beachten. Von einem Amerikaner durchschnittlicher Prägung kann nicht erwartet werden, die Tragweite etwa der Rheinfrage in ihrer wahren Bedeutung zu beurteilen. Ihm fehlt die geschichtliche Einsicht für die Wichtigkeit dieser Frage.

Digitized by Google

Bestenfalls würde er sie vom praktischen Standpunkt des Verkehrs verstandesgemäß zu werten suchen und nicht begreifen, daß diese Frage im Gefühlsleben einer Nation tiefer verankert sein könnte. Nicht nur geographische, sondern vor allem geschichtliche Einsicht wäre nötig, um klar erfassen zu können, warum in Deutschland durch seine Lage, von West und Ost bedroht, ein wehrhaftes Volk heranwachsen mußte. Besser erfaßt das der Chinese, der aus Geschehnissen der eigenen Vergangenheit treffende Vergleiche zu ziehen vermag. Wir können demnach in der Welt nur dort wahre Freunde zu finden hoffen, wo Verhältnisse bestehen, die auf Grund verwandter Lagen die Möglichkeit richtiger Schätzung unsrer Eigenart begünstigen. Im wahren und echten deutschen Wesen liegt es jedoch, andern Völkern unser Tun und Treiben nicht als das allein Mögliche aufzudrängen, für selbstverständlich zu halten, daß unsre Lebensformen und Anschauungen bedingungslos auch für andre Nationen gültig sein müßten. Damit ist aber nicht gesagt, daß wir im Weltverkehr nur dann Anklang finden, wenn wir uns befleißen, unsre Sonderart aufzugeben. Nicht nur der einzelne, der sich selbst nicht achtet und liebedienernd Erfolge zu erringen glaubt, verspielt im Leben; auch Völker und Nationen, denen es an Selbstachtung gebricht, bereiten sich so ihr verdientes Schicksal. M. Seib.

Das Liebespaar

Ein Kreisel und ein Bällchen lagen im Kasten beisammen unter anderem Spielzeug, und da sagte der Kreisel zum Bällchen: „Wollen wir nicht Brautleute sein, da wir doch in einem Kasten beieinander sind?" Aber das Bällchen, das aus Saffian genäht war und sich ebensoviel einbildete wie ein feines Fräulein, wollte von dem Antrag nichts wissen.

Am nächsten Tage kam der kleine Knabe, dem das Spielzeug gehörte; er bemalte den Kreisel rot und gelb und schlug einen Messingnagel mitten hinein; das sah recht prächtig aus, wenn der Kreisel sich herumdrehte.

„Sehen Sie mich an!" sagte er zum Bällchen. „Was sagen Sie nun? Wollen wir nicht Brautleute sein? Wir passen so gut zuein-

Digitized by Google

ander: Sie springen und ich tanze! Glücklicher, als wir beide, würde niemand werden können!"

„So? Glauben Sie das?" sagte das Bällchen. „Sie wissen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Saffianpantoffeln gewesen sind, und daß ich einen spanischen Kork im Leibe habe?"

„Ja, aber ich bin von Mahagoniholz," sagte der Kreisel, „und der Bürgermeister hat mich gedrechselt. Er hat seine eigene Drehbank, und es hat ihm viel Vergnügen gemacht."

„Kann ich mich darauf verlassen?" fragte das Bällchen.

„Möge ich nie mehr gepeitscht werden, wenn ich lüge."

„Sie wissen gut für sich zu sprechen!" sagte das Bällchen. „Aber ich kann Sie doch nicht erhören. Ich bin mit einer Schwalbe so gut wie versprochen; jedesmal, wenn ich durch die Luft fliege, steckt sie den Kopf zum Nest heraus und fragt: ‚Wollen Sie?' Und nun habe ich innerlich ja gesagt, und das ist so gut wie eine halbe Verlobung; aber ich verspreche Ihnen, Sie nie zu vergessen!"

„Ja, das wird viel helfen!" sagte der Kreisel. Und künftig sprachen sie nicht mehr miteinander.

Eines Tages wurde das Bällchen von dem Knaben hervorgenommen. Der Kreisel sah, wie es hoch in die Luft flog, gleich einem Vogel. Zuletzt konnte man es gar nicht mehr sehen. Jedesmal kam es wieder zurück, machte immer einen hohen Sprung, wenn es die Erde berührte. Das geschah entweder aus Sehnsucht nach der Schwalbe, oder weil es einen spanischen Kork im Leibe hatte. Das neunte Mal aber blieb das Bällchen fort und kam nicht wieder. Der Knabe suchte und suchte. Vergebens! Weg war das Bällchen.

Der Kreisel seufzte: „Ich weiß wohl, wo es ist. Es ist im Schwalbennest und hat sich mit der Schwalbe verheiratet."

Je mehr der Kreisel daran dachte, umso mehr sehnte er sich nach dem Bällchen. Weil er es nicht bekommen konnte, nahm seine Liebe zu. Und der Kreisel tanzte herum und schnurrte, dachte aber beständig an das Bällchen, das in seinen Gedanken immer schöner und schöner wurde. So verging manches Jahr. Und nun war es eine alte Liebe.

Digitized by Google

Der Kreisel war nun nicht mehr jung. Aber eines Tages wurde er über und über vergoldet; nie hatte er so schön ausgesehen. Er war nun ein Goldkreisel und sprang und schnurrte. Ja, das war doch etwas! Aber auf einmal sprang er zu hoch und — weg war er.

Man suchte und stöberte überall herum, sogar unten im Keller, doch war er nirgends zu finden.

Wo war der Kreisel hingeraten? — Er war in den Kehrichtkasten gesprungen, wo allerlei lag: Kohlstrünke, Kehricht, Schutt und Sand, der von der Dachrinne heruntergekommen war.

„Da liege ich gar nicht gut. Hier wird die Vergoldung bald leiden und zuletzt ganz verschwinden. Ach, unter welches Gesindel bin ich geraten!" Dann schielte der Kreisel nach einem langen, abgeblätterten Kohlstrunk und nach einem sonderbaren, runden Ding, das wie ein alter verschrumpfter Apfel aussah. Aber das war kein Apfel, es war ein altes Bällchen, das viele Jahre in der Dachrinne gelegen hatte; vom Wasser durchnäßt, in der Sonne ausgedörrt, sah es recht kläglich und elend aus.

Das Bällchen betrachtete den vergoldeten Kreisel und sagte: „Gott sei Dank, da ist doch einer unsresgleichen, mit dem man reden kann. Ich bin von Saffian, von feinen Jungfrauenhänden genäht, und habe einen spanischen Kork im Leibe; aber das wird mir wohl niemand ansehen. Ich war nahe daran, mich mit einer Schwalbe zu verheiraten, da fiel ich in die Dachrinne, und darin bin ich wohl fünf Jahre gelegen. Glauben Sie mir, das ist eine lange Zeit für ein junges Bällchen."

Der Kreisel blieb still. Er dachte an seine alte Liebe, und je mehr er hörte, umso klarer wurde ihm, daß sie es war.

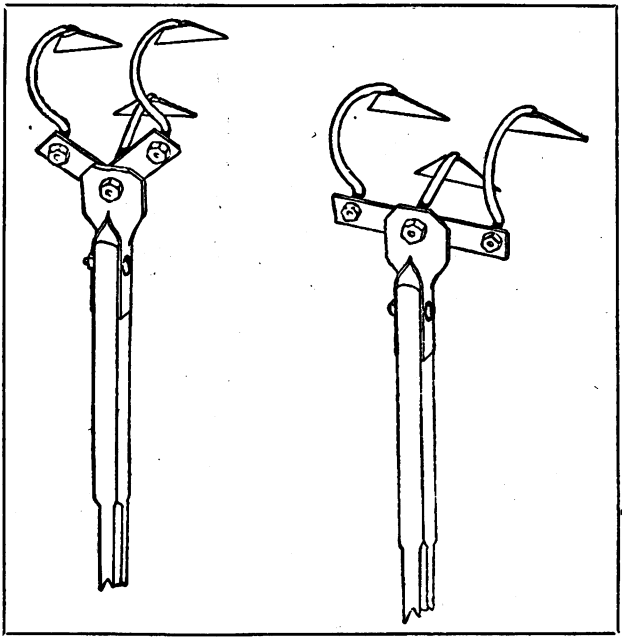
Da kam das Dienstmädchen und wollte den Kasten ausleeren. „Ach, da ist ja der Goldkreisel!" sagte das Mädchen.

Der Kreisel kam nun wieder zu Ansehen und Ehre, aber vom Bällchen hörte und sah man nichts mehr. Und der Kreisel sprach nie mehr von seiner alten Liebe; die vergeht, wenn die Geliebte fünf Jahre in einer Rinne lag und häßlich geworden ist. Ja, man erkennt sie nicht wieder, wenn man ihr nach so langer Zeit im Kehrichtkasten begegnet. C. A.

Digitized by Google

Eine verstellbare Handhacke

Im Garten hört vom Frühling bis zum Herbst neben anderen Verrichtungen die Hackarbeit nicht auf; das Unkraut muß beseitigt, der Boden umgewendet werden und so fort. Die



Handhacke „Ideal" hat den Vorzug, daß sie nach Bedarf verstellt werden kann, und daß man deshalb mit den drei, dem einzelnen Fall angepaßt breiter oder enger stehenden „Grubbern" oder spatenartigen Enden in kurzer Zeit eine große Menge Arbeit verrichten kann. Zu jeder Hacke wird ein Schraubenschlüssel zum Verstellen und Befestigen der gebogenen unteren Teile geliefert. Für steinigen Boden sind spitzige Grubber, für verunkrautete breite zu verwenden.

Digitized by Google

Warum ißt man nicht mit dem Messer?

In guter Gesellschaft gilt es als Verstoß, Speisen mit dem Messer an den Mund zu führen. Ohne Form ist kein gesellschaftliches Leben denkbar. Alle Formen des Umgangs, die sich allmählich herausgebildet haben, sind der Ausdruck gegenseitiger Rücksicht, die einer auf den anderen zu nehmen hat. Will jemand einer Gesellschaft angehören, so ist es seine Pflicht, sich auch in ihren äußeren Formen zu bewegen.

Das Essen mit dem Messer gilt in Deutschland und einem großen Teil anderer Nationen als anstößig. Ist das Verbot des Essens mit dem Messer nur eine Schrulle der Mode, oder hat es seine guten Gründe? In der Tat lassen sich zwei Gründe anführen. Der eine stammt aus dem Gebiet der Chemie, der andere ist ästhetischer Herkunft.

Das Messer besteht aus gehärtetem Eisen, aus Stahl, die Gabel meist aus Silber, versilbertem Metall oder einer Legierung, in der kein Eisen enthalten ist. Prüft man ein gebrauchtes Messer und die gebrauchte Gabel mit dem Geruchsorgan, so wird man finden: das Messer riecht unangenehm, während die Gabel kaum merkliche Spuren von Geruch zeigt. Das Eisen geht mit den Fetten der Speisen einen Verseifungsprozeß ein, wozu saure und salzige Zusätze beitragen; daß diese „Eisenseifen", die aus einer Verbindung der Fischfette mit dem Eisen hervorgehen, schlecht riechen und schmecken, ist leicht nachzuprüfen, wenn man ein Messer mit Sardellen oder auch nur mit einem Stück gekochten Fisches in Berührung bringt. Silber oder die unter dem Namen Alfenid und Neusilber bekannten Metallzusammensetzungen bilden keine übelriechenden Metallseifen. Aus diesem Grunde meidet man das Zerlegen der Fische mit dem Messer und bedient sich dazu entweder der Gabel und eines Stückchens Brot oder benützt besondere silberne Fischmesser. Auch in guten Kochbüchern wird darauf verwiesen, bei der Zubereitung von Heringen, Sardellen und anderen Fischspeisen eiserne Messer und Geschirre zu vermeiden.

Es ist also eine chemische Verbindung von Eisen und Fett-

Digitized by Google

säure, die dem Messer den unangenehmen Geruch erteilt, der jedem Feinschmecker auffällt, und den er vermeidet, indem er das eiserne Messer nur zum Zerschneiden und Zerlegen fester Speisen mit Ausnahme der Fische benützt. So entwickelte sich ganz von selbst aus natürlichen Gründen die Sitte, nicht mit dem Messer zu essen, bei allen Menschen mit empfindlicher Zunge und empfindlichen Geruchsorganen.

Aber auch aus ästhetischen Gründen ist das Essen mit dem Messer abzulehnen. Das Messer ist breit und an einer Seite scharf; wird es in den Mund geführt, so kann sich der Zusehende des Gedankens nicht erwehren, daß eine Verletzung des Mundes durch die Schneide erfolgen könne. Außerdem macht die Benützung des Messers als Schöpfstiel den Eindruck, als ob dem Essenden die Bissen, die er mit der Gabel gewinnt, zu klein wären und es ihm darauf ankäme, rasch und viel zu sich zu nehmen. Das sieht keineswegs anmutig aus. S.

Rette sich, wer kann!

Im Jahre 1786 kündigte sich einer der vielen damals reisenden Quacksalber mit gedruckten Zetteln an, die sein Diener in der Stadt, die sein Herr jeweils heimsuchte, auf den Straßen verteilte und von Haus zu Haus trug. Das würdige Dokument trug die Überschrift: „Mit Hoch obrigkeitlicher Erlaubenes" und lautete: „Es ihst alhir Samuel Etzechael Kumerling von Vestenbergs-Gereith hoch fürstl. anspachercher Examanirl. und Priflegirtl. Hof und Stad Zahn. Künstler alhir angekohmmen, und er bitet einem GeErten Puplicon in nach Stehnden wiesen Schaften seine ergebenste Dinste an, und Fersiechert einen jeden welcher sich seiner hülfe hier inen zu bedihnen gevälich ist als besten Mäglichsten vergnigung zu leisten.

1: nähmt er alle ganze Zähne, auch alle abgefaulte, oder ab gebrochene ohne Instroment, und ohne mindeste schmerzen herauß.

2: verdreibt er den so genonden Schgorbuht [Skorbut], oder Datros an den Zähne in Zeit einer $^1/_2$ Stunde so, das man Lebenslang nichts mer dan von vorspireth.

Digitized by Google

3: weis er die Zähn in Zeit eine 1/2 Stunde so weis wie Hälfenbein zu machen.

4: die Holen Zähne Künstlig zu Kauderisiren und zu Plompihren.

5: setzt er auf eine ungemeine Künstliche Ard Zähne ein.

6: hat er ein durch vielen Proben Proberdes bulver die Zähne zu consorviehren.

7: fürth er bey sich ein Dingdur daß ab gewichne Zahn fleisch wieder hier bey zu brengen, oder wachsen zu Machen.

8: besiezt er in Kunst die so genanden Hiener augen in Zeit einer 1/2 Stunde ohne einiges bluden und sondern kringstens weh Empfindung zu ver dreiben. Sein Logire im blauen Aug, Gasthof alhir. solden soliche Proben und glaubhafte Adastatum [Atteste] nicht hin länglech sein, so bin ich bey solchenn Vermögen Cauziohn zu leisten." K. Tet.

Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen

Die Folgen der Nachkriegszeit machen sich nicht nur in den unmittelbar betroffenen Ländern spürbar. Wohin man hört, vernimmt man dieselben Klagen. Überall in der Welt ist durch tiefgreifende wirtschaftliche Umwälzungen eine mehr oder weniger offensichtliche soziale Umschichtung herbeigeführt worden, die noch nicht abgeschlossen ist. So berichtet das Fachblatt „Der Manufakturist" über die neuen Reichen in Ägypten. Die großen Landbesitzer haben schon seit Beginn der britischen Besitzergreifung ihre Söhne zur „höheren Ausbildung" nach Europa geschickt, und die jungen Leute verstanden es vortrefflich, die von ihren Vätern angesammelten Reichtümer zum Fenster hinauszuwerfen. Immerhin ist das nur ein geringer Bruchteil der ägyptischen Eingeborenen gewesen, denn es ward dort nicht allen so leicht, Reichtümer zu erwerben. Da kam der Krieg mit seinen demoralisierenden Folgen. Die Baumwolle erzielte, besonders seit den letzten Jahren, ungeheure Preise, und damit veränderte sich die Lage auch für die kleineren Landeigentümer, gewöhnliche Fellachen, die sonst nur ein blaues Hemd trugen und barfuß liefen. Diese Leute zogen nun aus dem Boden ungeheure Pachtsummen oder brachten ihre

Digitized by Google

Baumwollernte zu Summen an den Mann, von denen sie sich bis dahin nichts träumen ließen. Aus den Kreisen der kleinen Bodeneigentümer setzen sich jetzt die neuen Reichen Ägyptens zusammen. Nur wenige von ihnen können lesen oder schreiben, und viele kamen in ihrem Leben nie aus ihren Dörfern in das benachbarte Kairo oder Alexandria.

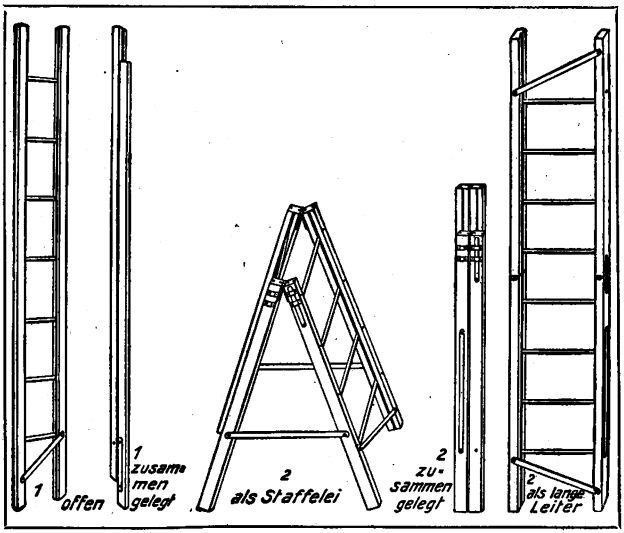
Nun hat auch diese wirtschaftlich gehobenen Elemente der „neue Geist" erfaßt. Sie wollen zeigen, daß sie Geld besitzen. Ein Teil der älteren Leute aus dieser Schicht neuen Reichtums hält einstweilen noch an der einheimischen Tracht, den weiten Gewändern und Turbanen ihrer Altvordern, fest. Nur in der Wahl der teuersten Stoffe und der feinsten Seide bringen sie zum Ausdruck, daß es ihnen nicht an Vermögen fehlt. Der junge Nachwuchs dieser Kreise hält es für vornehm, sich nach europäischer Art zu kleiden. Sie verzichten dabei jedoch nicht darauf, ihren eigenen Geschmack zu betonen, und ziehen für ihre Anzüge und Überröcke die auffallendsten, buntesten und schreiendsten Farben vor, weshalb englische Firmen solche Modegreuel ausschließlich für den ägyptischen Markt herstellen. Beliebt ist ein leuchtendes Blau, das in gesprenkelten oder schachbrettartigen Mustern verlangt wird. Dazu trägt man farbige Schuhe in möglichst auffälligen Tönungen. Der Anblick dieser vermeintlich hochelegant europäisch aufgetakelten Fellachen soll mehr abstoßend als komisch und lächerlich wirken. Schade ist es um die alten malerischen Trachten, die durch solchen Pöbelgeschmack verdrängt werden. Wenn in den größeren ägyptischen Städten vorher schon ein bedauerlicher Rückgang der einheimischen Kleidung zu beobachten war, so hat nun die Zersetzung auch unter den bäuerlichen Elementen um sich gegriffen.

Aber auch die Indianer in Amerika haben in der Kriegszeit „Geld gemacht". Sie kauften sich Automobile und wetteifern an Roheit des Lebensgenusses mit den emporgekommenen Bleichgesichtern der übrigen Welt.

Die führende Zeitung des Kongostaates, der „Congo Star", beklagt in einem Leitartikel die immer mehr zunehmende Neigung der Schwarzen, sich europäisch zu kleiden. Mit dieser Sucht, sich die fremde Tracht anzueignen, verliert sich das den Negern sonst

Digitized by Google

eigene feinere sittliche Gefühl. Die Beobachtung ist nicht neu, dieser Verfall zeigte sich unter den in den Küstengebieten lebenden Eingeborenen in bedenklicher Weise. Die schwarzen Gentlemen nehmen von den Angehörigen der weißen Rasse mit deren Kleidung ihre übelsten Eigenschaften an. So macht sich die demoralisierende Wirkung der langen Kriegsjahre in der ganzen Welt be-



merkbar, die nach einem alten Wort nur dort vollkommen ist, wo der Mensch nicht hinkommt. J. Hab.

Eine zusammenklappbare Leiter

Diese hier abgebildete Leiter benötigt zur Aufbewahrung den denkbar geringsten Raum. Sie kann je nach der Ausführung bis zu sechzehn Sprossen lang in die Höhe aufgestellt werden, aber auch als niedrige Treppenleiter Verwendung finden. Einem seitlichen Verschieben wird durch Flacheisensicherungen vorgebeugt, wodurch die Leiter einen sicheren Stand erhält. Als Obstbaumleiter kann man sie, zusammengeklappt, als Stange durch die

Digitized by Google

Baumkrone schieben und dann erst aufklappen, um eine Beschädigung und Abbrechen kleiner Äste und Zweige zu verhüten. Die Leiterbalken sind aus gutem Buchenholz, die Querſprossen dagegen aus Eisen. Beim Zusammenklappen legen sich die Sprossen an die Leiterbalken an, so daß die Bavarialeiter beim Transport oder am Aufbewahrungsort so wenig Platz braucht wie etwa ein Stab oder eine Stange. Sie ist leicht und sehr haltbar. Für Gärtner oder Garteninhaber, für Kleinsiedler und Landwirte ist die Bavarialeiter ganz besonders zu empfehlen, und auch in jedem Haushalt, dessen Raum beschränkt ist, wird sich diese zusammenklappbare Leiter als sehr praktisch bewähren.

Kleider machen Leute

Da sich die Menschen im wesentlichen zu allen Zeiten gleich geblieben sind, wiederholt sich manches in derselben Weise. Nur der Witz ist anders geworden, und man möchte glauben, daß die Leute einst bessere Einfälle hatten. In einer alten Reichsstadt lebte ein Doktor, der überall in bestem Ansehen stand. Obwohl er begütert war, gab der Arzt wenig auf äußeren Glanz und ging meist in einfacher, ein wenig abgetragener Kleidung. Eines Tages feierte ein reicher Bürger Hochzeit und hatte unter anderen geachteten Männern auch den Doktor zum Fest geladen, um mit den Gästen zu prunken. Der Arzt war seit dem frühen Morgen bei Kranken gewesen und kam zur Hochzeit in seinen etwas schäbigen Alltagskleidern. Der Hochzeiter hatte für den Doktor am oberen Teil der Tafel einen Ehrenplatz bestimmt und war nun ärgerlich, daß der Gast nicht festlich gekleidet gekommen war. Der Empfang fiel recht kühl aus, und bald beachtete keiner der Hochzeitsgäste den Arzt. Der aber kannte die Schwächen der Menschen gut genug, um rasch zu merken, warum man ihn gar nicht beachtete. So benützte er die nächste passende Gelegenheit, das Haus zu verlassen, und ging heim. Er rief seinem Diener, befahl ihm, seine besten Festkleider aus dem Schrank zu nehmen, bezeichnete ihm genau den Stuhl an der Hochzeittafel, der für ihn bestimmt war, und nachdem er genau erklärt hatte, was der Diener tun und sagen sollte, schickte er ihn mit den Kleidern fort.

Digitized by Google

An der Festtafel saßen alle an ihrem Platz und nahmen den ersten Gang des Mahles ein, als der Diener mit den Kleidern seines Herrn in den Saal trat. Er ging zu dem Stuhl, der für den Arzt bestimmt war, stellte die Schnallenschuhe auf den Boden, legte die seidenen Strümpfe, die Beinkleider, die Weste und den goldbestickten Staatsrock auf den Stuhl und sagte: „Der Herr Doktor schickt seine Kleider, da man hier offenbar nicht ihn, sondern nur seinem Festgewand Ehre zu bezeugen wünscht." O. Gna.

Was uns Fremde sagen können

Der verhängnisvollste Erbfehler, den wir Deutsche seit den ältesten Zeiten immer mit schweren Heimsuchungen bezahlen mußten, worüber der römische Geschichtschreiber Tacitus in seiner „Germania" berichtete, ist die schier unausrottbare Uneinigkeit unter den deutschen Völkern und Stämmen. Ständiges Mißverstehen, Zank und Hader unter uns ist immer die wahre Ursache gewesen, um das gesamte Vaterland in Not und Elend zu stürzen. Alle Feinde, die uns umgeben, suchten deshalb diese Neigung zur Zwietracht im eigenen Lande auszunützen. Und wer die Geschichte kennt, dem ist es leider nur zu offenkundig, daß unsere Gegner damit immer erreichten, was sie wollten: die Schwächung der Nation. Legt man den Finger auf diese Wunde, so kann man heute gewiß sein, daß man als Chauvinist behandelt wird, und zwar je nach Umständen nicht besonders glimpflich, denn niemand läßt sich gerne die Wahrheit sagen.

Außer dem Laster der Uneinigkeit haben wir aber noch ein weiteres, nicht weniger schweres Gebrechen. Wir sind in politischer Hinsicht beschränkt und sehen nicht weiter, als unsere Nase reicht. Der Durchschnittsdeutsche, der zunächst Bayer, Preuße, Sachse oder Schwabe ist, treibt Kirchturmpolitik, das heißt, er sieht nur vom Kirchturm seiner Stadt oder seines Dorfes bis zum nächsten Kirchturm. So denkt der Deutsche in politischen Dingen beschränkt, sieht kaum über die nächsten Grenzen hinaus, während andere Völker gewissermaßen in Kontinenten denken, das heißt Weltpolitiker sind.

Darum ist es gut, wenn wir manchmal über diese Fehler nach-

Digitized by Google

denken, und noch besser, zu hören, was Männer fremder Nationen über uns gesagt haben.

Vor dreizehn Jahren schrieb einer der bedeutendsten Engländer, Sir Harry Johnston, der Statthalter von Britisch-Zentralafrika war und später in gleicher Stellung in Uganda lebte und Deutschland besser kannte als die meisten seiner Stammesgenossen: „Wäre ich ein Deutscher, so würde ich in meinen Zukunftsträumen ein großes österreichisch-deutsches Reich sehen, mit vielleicht zwei Hauptemporien, das eine in Hamburg, das andere in Konstantinopel, mit Häfen an der Ost- und Nordsee, am Adriatischen, Ägäischen und am Schwarzen Meer, ein Reich, richtiger gesagt einen Staatenbund, der seinen Einfluß durch Kleinasien und Mesopotamien geltend machen sollte. Dieses ununterbrochene Weltreich, ein Imperium, das von der Mündung der Elbe bis an die des Euphrat reichen würde, wäre doch gewiß ein stolzes Ziel, das eine große Nation anstreben kann."

Harry Johnston war einer der wenigen Engländer, der Deutschland seinen Platz in der Welt gegönnt hat. Es lebten aber auch andere Männer seiner Nation, die darüber anders dachten und alles aufboten, uns wieder in der bescheidenen Rolle von Pfahlbürgern zu sehen, die bestenfalls Kirchturmpolitik treiben, aber nicht in der Welt gelten wollen. Es ist wohl nicht nötig, mehr darüber zu sagen. Nur nachdenken sollten wir darüber, wohin wir kommen müssen, wenn wir unsere bedenklichsten Grundfehler nicht erkennen wollen. Erinnern wir uns dieses Elends immer wieder und auch daran, daß Johnston kein deutscher Chauvinist gewesen ist. St. St.

Ein nachgeahmter Ritt auf dem „Schiff der Wüste"

Es ist nun einmal so, alles Ferne und Fremde zieht lebensfrohe und phantasievolle Naturen an. In fast jedem Knaben und jungem Menschen steckt ein Abenteurer, der aus der Enge heimischer Umgebung in ungemessene Weiten strebt. Das ist der Grund, weshalb romantische Reiseberichte so gerne gelesen, ja zu gewissen Zeiten sogar heißhungrig verschlungen werden.

Digitized by Google

Eines Tages reiste ein junger Mann nach Ägypten, er wollte die Pyramiden und die Ruinen der alten Tempel sehen. Er war noch nicht lange dort, da erhielt er von seinem jungen Neffen aus der Heimat ein begeistertes Schreiben, in dem dieser dem Onkel mitteilte, wie sehr er ihn um dies romantische Erlebnis beneidete. Er wünschte nichts sehnlicher, als nur ein einziges Mal einen Kamelritt durch die Wüste machen zu dürfen und eine Fata Morgana zu sehen. Zuletzt versuchte er seiner Begeisterung sogar in Versen nach Freiligraths berühmten Mustern Ausdruck zu geben.

Mehrere Wochen später erhielt er von seinem Onkel eine Postkarte folgenden Inhalts: „Lieber Otto, wofür Du so schwärmst, das kannst Du zu Hause alles haben. Nehme einen von unseren ältesten dreibeinigen Bürohockern, schraube den Sitz so weit wie möglich hinauf, setze den Schemel auf einen alten Leiterwagen ohne Federn, klettere auf den Sitz des Hockers und lasse Dich in den Hundstagen, nachdem Du vierundzwanzig Stunden gedurstet hast, über einen umgepflügten Acker fahren. Wenn Du dann nicht herunterkollerst und den Hals brichst, wirst Du bald einen ungefähren Begriff davon gefaßt haben, wie poetisch ein Kamelritt durch die Wüste ist. Eine echte orientalische Fata Morgana wirst Du dabei zwar nicht zu sehen bekommen, aber grün und blau wird es Dir vor den Augen sicher werden." C. Dry.

Klotz und Keil

Kurz nach Sonnenaufgang ging ein Einäugiger aus dem Hause und begegnete vor der Tür einem Buckligen. „Guten Morgen, mein Lieber," rief er ihm zu. „Ihr habt ja in aller Herrgottsfrühe schon gehörig aufgeladen." Der Bucklige, der nichts als seinen Höcker auf dem Rücken trug, sagte: „Es muß allerdings noch recht früh am Tag sein, denn wie ich sehe, habt Ihr erst ein Fenster aufgemacht." S. B.

Macht der Gewohnheit

Ein Farmer wollte im vorigen Jahrhundert den Negern abgewöhnen, alles auf dem Kopf zu tragen; er bestellte hundert

Digitized by Google

Schubkarren, damit es die Sklaven leichter haben sollten. Als das Schiff mit den Geräten ankam, schickte er seine Leute an den Strand, um die Karren heimzuschaffen. Es dauerte nicht lange, da kamen die hundert Menschen anmarschiert, und ganz selbstverständlich trug jeder seinen Schubkarren auf dem Kopf. G. L.

Wie man in den Wald schreit

Bei einem Scheibenschießen kamen zwei einander nicht besonders wohlgesinnte Schützen vor einem Schießstand zusammen. Als der eine die Büchse anlegte, zog ihn der andere auf und sagte: „Wenn ich vor Ihrem Schuß sicher sein will, werde ich mich wohl am besten vor die Scheibe stellen müssen." — „Da haben Sie recht, ich kann mich nicht erinnern, jemals einen Esel geschossen zu haben." M. G.

Auflösungen der Rätsel des 7. Bandes:

Homonym S. 52: kosten.
Scherzrätsel S. 140: Eine Tochter.
Bilderrätsel S. 151: Adelsberger Grotte.
Logogriph S. 151: Basel, Base.
Streichholzaufgabe S. 151:

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 6, Jahrgang 1924 trafen nach Redaktionschluß von Band 7 ein, so daß sie in diesem Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Fritz Hartisch, Plauen im Vogtland (3); Horst Hirsche, Dresden-Neustadt (5); Leopold Jakobsohn, Einswarden i. Oldbg. (1); Fritz Jung, Dommitsch (Elbe) (5); Paul Keil, Zwickau i. S. (5); Richard Lauwitz, Wansen i. Schles. (2); Fritz Michler, Frankfurt a. M. (4); Thea Popp, Trofaiach b. Leoben, Obersteiermark (6); Ludwig Rauscher, Frankfurt a. M. (4); Reinhold Wagner, Lodz (Polen) (4); Maria Wolter, Frankfurt a. M. (5). Richtige Lösungen aus Band 7 sandten ein: Erika Saklert, Chemnitz (5); Fritz Tobler, Fürth i. B. (5); Amalie Tanner, Bonn (5); Otto Url, Biel (5); Anna Weil, Bremen (5); Emil Wurm, München (5); Hanne Zobel, Köln (5); Ida Zorn, Rottweil (5); Arno Zweig, Ulm a. D. (4).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Spiel- und Sport-Bibliothek
des Union-Verlags:

Deutsches Wandern
Von Dr. Heinrich Gerstenberg. Mit 28 Abbildungen. Gm. 1.80

Schule des Fußballspiels
Eine Anleitung zur methodischen Erlernung und für planmäßigen Übungsbetrieb. Von Willi Knesebeck. Mit 25 Abbildungen. Gm. 1.80

Handball, Barlauf, Schleuderball
Ein praktisches Lehrbuch dieser drei prächtigen Kampfspiele, bearbeitet nach den neuesten Spielregeln. Von Karl Otto. Mit 48 Abbildungen. Gm. 1.80

Schlagball, Faustball, Trommelball
Eine Darstellung ihres Wesens, nebst gründlicher Anleitung zu gutem Spiele. Von J. Sparbier. Mit 68 Abbildungen. Gm. 2.—

Leichtathletische Übungen
Ein Wegweiser zu gründlichem Verständnis und vorteilhafter Ausübung. Von J. Sparbier und H. Schumacher. Mit 52 Abbildungen. Gm. 2.—

Sportgymnastik
Übungen zur allgemeinen Vorbildung für Turnen, Spiel und Sport. Von G. v. Donop. Mit 25 Abbildungen. Gm. 1.20

Der Mehrkampf
Eine Darstellung seines Wesens nebst gründlicher Anleitung zur Vorbereitung für seine verschiedenen Formen. Von G. v. Donop. Mit 41 Abbildungen. Gm. 1.80

Faltbootsport und Kleinsegelei
Eine ausführliche, doch kurzgefaßte Anleitung für den Gebrauch des Faltbootes nebst einer Anweisung für die Reparatur des Bootes auf der Fahrt. Von C. S. Schwerla-München. Mit 72 Abbildungen. Gm. 1.50

Die Schule des Schneelaufs
Ein neuer, vollständiger und kurzgefaßter Lehrgang für den Gebrauch der Schneeschuhe für Wanderfahrt, Sport und Verkehr. Von C. J. Luther-München. Mit 47 Abbildungen. 24.—33. Tausend. Gm. 1.—

Jeder Band, in Taschenformat, steif broschiert

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Jakob Schaffner

Der feinsinnige Schweizer Dichter und
Träger des Schweizerischen Schillerpreises

Von seinen Werken seien empfohlen:

Das Wunderbare

Neuester Roman
In Halbleinen geb. Gm. 6.— (Schw. Fr. 8.—)
Sonderausgabe auf feinem Papier
In Halbleinen geb. Gm. 8.— (Schw. Fr. 10.80)
In Halbleder geb. Gm. 14.— (Schw. Fr. 19.—)

Dieses Werk gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der heutigen Romankunst.
»Kölnische Zeitung«

Johannes

Roman einer Jugend / 2 Bände in einem Band
In Halbleinen geb. Gm. 7.50 (Schw. Fr. 9.50)
In Halbleder geb. Gm. 16.— (Schw. Fr. 20.—)

Dieser Roman ist eines der wertvollsten Werke deutscher Seelengeschichte.
»Die Hilfe«, Berlin

Konrad Pilater

Roman / 6.—10. Auflage
In Halbleinen geb. Gm. 5.— (Schw. Fr. 6.75)

Jakob Schaffner hat das Werk geschaffen, das den Literarhistorikern als Muster dienen mag und das heute erhebt und in Jahrhunderten erheben wird. Ein Kunstwerk ohne Makel. »Saale-Zeitung«, Halle

Der Dechant von Gottesbüren

Roman / 16.—21. Auflage
Gebunden Gm. 3.50 (Schw. Fr. 4.50)

Man denkt bei diesem Buch an Gottfried Keller und auch an Wilhelm Raabe. Eine große Ehrfurcht ist in dem Buch, vor dem Göttlichen wie vor der Kreatur.
»Deutsche Allgemeine Zeitung«, Berlin

Kinder des Schicksals

Roman / 6.—8. Auflage
Gebunden Gm. 3.50 (Schw. Fr. 4.50)

Die künstlerische Technik, mit der Schaffner seinen Roman nur aus drei Figuren in ständiger Bewegung entwickelt, ist höchst bemerkenswert. Vor allem haben wir es hier mit zeitgemäßer, aber von Nebenzwecken freier, reiner Kunst zu tun.
»Kölnische Zeitung«

Die Weisheit der Liebe

Roman / 10.—15. Auflage
Gebunden Gm. 3.50 (Schw. Fr. 4.50)

Schaffner ist ein Epiker, der voll Kraft und Saft auf eigenen Füßen steht, in sicherer Beherrschung aller Mittel der Erzählungskunst.
Karl Strecker in »Velhagen & Klasings Monatshefte«

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Gute Bücher für die Hausbibliothek

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen

Von **Dr. E. E. Bock**,
weil. Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig
Neue (18.), vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Baisch, Dr. Beuttenmüller, Prof. Dr. Goeßler, Privatdozent Dr. Jüngling, Prof. Dr. Kuhn, Dr. Lindner, Prof. Dr. Reiß, Dr. Söldner, Dr. Fritz Betel und Prof. Dr. Weitz herausgegeben von Dr. med. Wilhelm Camerer

Mit 152 Abbildungen und 13 Tafeln im Text, sowie 5 farbigen Einschalttafeln
In Halbleinenband geb. Gm. 14.– (Schw. Fr. 18.–)

Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen ist als wertvoller Ratgeber und Nothelfer bewährt und ein unentbehrliches Hausbuch für jede Familie.

Licht und Kraft

Ein Lehr- und Handbuch zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann

Von **Th. Schwartze**. Neu bearbeitet von **Ed. Welter**

14.–21. Auflage. 552 Seiten Text mit 556 Abbildungen
In Halbleinen geb. Gm. 10.– (Schw. Fr. 13.50)

Mathematik für jedermann

Leichtfaßliche Einführung in die niedere und höhere Mathematik

Von **August Schuster**

8.–11. Auflage. Mit 44 Abbildungen. In Halbleinen geb. Gm. 5.50 (Schw. Fr. 7.–)

Das Buch lehrt das Wesen der Mathematik richtig erfassen, und mit Hilfe der gegebenen Anleitungen sind auch schwierige Aufgaben leicht zu lösen.

Werkbuch fürs Haus

Eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler

Von **Eberhard Schnetzler**

26.–35. Auflage. Mit 409 Abbildungen. Praktisch geb. Gm. 6.50 (Schw. Fr. 8.–)

Das Buch erweist sich als ein Ratgeber für alle Fälle des häuslichen Lebens, wo es auf praktische Handfertigkeit ankommt, und wer darauf das Sachverzeichnis durchsieht, wird kaum in Verlegenheit geraten.

Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon

Neunte, gänzlich umgearbeitete und bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage
1786 Spalten Text mit 32 Bildertafeln
In Ganzleinenband praktisch geb. Gm. 4.50 (Schw. Fr. 6.–)

Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon gibt auf 100000 Fragen des Augenblicks rasche Auskunft und ist für jeden Schreibtisch unentbehrlich.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

The Ohio State University
3 2435 08022387 8
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 06 12 28 8 13 003 7

Digitized by Google